



79. Band, Vierzigster Jahrgang, Oktober 1897—1898.

Erscheint jeden Sonntag.

Preis vierteljährlich 3 M. 80. Mit Postaufschlag 5 M. 78.

Verleger: Ernst Schäfer in Stuttgart.

**Inhalt:** „Stechlin“, Roman von Theodor Fontane (Fortsetzung). — Zum sechzigjährigen Priesterjubiläum des Papstes Leo XIII. — „Die Hünnerklinge“, Roman von Gertraud Franke. — Die Hünnerklinge (Fortsetzung). — „Zum neuen Jahr“, Gedicht von Joh. Trojan. — „A Hammerl“, Gedicht von J. G. Frimberger. — Weihnachten am Garbale, von Johannes Ribusch zur

Begebe. II. Die Wäldle. — Das Königl. bayerische Nationalmuseum in München. — „Vettelbad“, Wägen von G. G. Rick. — Das neue Österreichische Ministerium. — Völkertanz. — Weihnachtsfeier. — Das neue Königl. bayerische Nationalmuseum in München, erbaut von Professor Gabriel Seidl.

Jahresbericht. — Regier. von Heinrich Wettig. — Zum neuen Jahr. Originalgedicht von R. Wald. — Weihnachten am Garbale, acht Hünnerklingen nach 7 Jahren von Wilhelm Hoffmann. — Das neue Österreichische Ministerium, acht Hünnerklingen. — Das Spiel und Leben. — Papst Leo XIII., zum diamantenen Weichenjubiläum. 31. Dezember 1897.

## Stechlin.

Roman von  
Theodor Fontane.

XXVII.

Das ist eine Dame und ein Frauenzimmer dazu,“ sagte sich Dubslav still in seinem alten Herzen, als er jetzt Melusine den Arm bot, um sie vom Stuhl her in den Salon zu führen. „So müssen Weiber sein.“

Auch Adelheid mußte sich, Entgegenkommen zu zeigen, aber sie war wie gelähmt. Das Leichte, das

Welt, das Sprunghafte, das die junge Gräfin in jedem Wort zeigte, das alles war ihr eine fremde Welt, und daß ihr eine innere Stimme dabei beständig zurannte: „Ja, dies Leichte, das du nicht hast, das ist das Leben, und das Schwere, das du hast, das ist eben das Gegenteil davon.“ — das verdroß sie. Denn trotzdem sie beständig Demut predigte, hatte sie doch nicht gelernt, sich in Demut zu überwinden. So war denn alles, was über ihre Lippen kam, mehr oder weniger verzerrt, ein Versuch zu Freundlichkeiten, die schließlich in Herbigkeiten ausliefen. Lorenzen, der erschienen war, half nach Möglichkeit aus, aber er war kein Damenmann, noch weniger ein Gaudeur, und so kam es denn, daß Dubslav

mit einer Art Sehnsucht nach dem Oberförster ausblühte, trotzdem er doch seit Wilttag wußte, daß er nicht kommen würde. Das jüngste Töchterchen war nämlich gestorben und sollte den andern Tag schon auf einem kleinen, von Weihnachtsbäumen umstellten Privatfriedhofe, den sich Kagler zwischen Garten und Wald angelegt hatte, begraben werden. Es war das vierte Töchterchen in der Reihe: jede lag in einer Art Gartenbeet und hatte, wie ein Samenkeim, dessen Aufgehen man erwartet, ein Holzstäfelchen neben sich, drauf der Name stand. Als Dubslav Einladung eingetroffen war, war Fremntrud, wie gewöhnlich, in Kagler gebrungen, der Einladung zu folgen. „Ich wünschte nicht, daß du dich deinen



Das neue Königl. bayerische Nationalmuseum in München, erbaut von Prof. Gabriel Seidl.

gesellschaftlichen Pflichten entzieht, auch heute nicht, trotz des Ernstes der Stunde. Gesellschaftlichkeiten sind auch Pflichten. Und die Parthischen Damen — ich erinnere mich der Familie — werden gerade wegen der Trauer, in der wir sehn, in deinem Erscheinen eine besondere Freundlichkeit sehn. Und das ist genau das, was ich wünsche. Denn die Comtesse wird über kurz oder lang meine nächste Nachbarin sein.“ Aber Skagler war fest geliebt und hatte betont, daß es Höheres gäbe als Gesellschaftlichkeiten, und daß er durchaus wünsche, daß dies gezeigt werde. Der Prinzessin Auge hatte während dieser Worte höflichvoll auf Skagler gerührt, mit einem Ausdruck, der jagen zu wollen schien: „Ich weiß, daß ich meine Hand keinem Unwürdigen gereicht habe.“

Skagler also schloß. Doch auch Kofeleger, trotz seiner Junge, war noch nicht da, so daß Dubslav in die sonderbare Lage kam, sich den Quadern Heimersdorfer, aus dem er sich eigentlich nichts machte, herbeizuwünschen. Endlich aber fuhr Kofeleger vor, sein etwas verspätetes Kommen mit Dienstlichkeiten entschuldigend. Unmittelbar danach ging man zu Tisch, und ein Gespräch leitete sich ein. Zunächst wurde von der Nordbahn gesprochen, die, seit der neuen Kopenhagener Linie, den ihr von früher her anhaftenden Schreckensnamen siegreich überwunden habe. Jetzt heiße sie die „Apfelsinenbahn“, was doch kaum noch übertrieben werden könne. Dann lenkte man auf den alten Grafen und seine Besitzungen im Graubühnschen über, endlich aber auf den langen Aufenthalt der Familie Dräben in England, wo beide Töchter geboren seien.

Dieses Gespräch war noch lange nicht erledigt, als man sich von Tisch erhob, und so kam es, daß sich das Plaudern über eben dasselbe Thema beim Kaffee, der im Gartensalon und zwar in einem Halbjahr um den Kamin herum eingenommen wurde, fortsetzte. Dubslav sprach sein Bedauern aus, daß ihn in seiner Jugend der Dienst und später die Verhältnisse daran gehindert hätten, England kennen zu lernen; es sei nun doch mal das vorbildliche Land, eigentlich für alle Parteien, auch für die Konterpartien, die dort ihr Ideal mindestens ebenso gut verwirklicht fänden wie die Liberalen. Vordem stimmte lebhaft zu, während andererseits die Domina ziemlich deutliche Zeichen von Ungeduld gab. England war ihr kein erfreuliches Gesprächsthema, was selbstverständlich ihren Bruder nicht hinderte, dabei zu verharren.

„Ich möchte mich,“ fuhr Dubslav fort, „in dieser Angelegenheit an unsere Herrn Superintendenten wenden dürfen. Wären Sie dräben?“

„Leider nein, Herr von Stechlin, ich war nicht dräben, sehr zu meinem Bedauern. Und ich hätte es so leicht haben können. Aber es ist immer wieder die alte Geschichte: was man in ein paar Stunden und mitunter in ein paar Minuten erreichen kann, das versteht man, eben weil es so nah ist, und mit einemmal ist es zu spät. Ich war Jahr und Tag im Haag, und von da nach Dover hinüber war nicht viel mehr als von Trepow nach Stralau. Trotzdem unterblieb es, oder richtiger gerade deshalb. Daß ich den Tunnel oder den Tower nicht gesehn, das kommt' ich mir verzeihen. Aber das Leben dräben! Wenn irgendwo das vielcitierte Wort von dem „in einem Tage mehr gewinnen, als in des Jahres Einerlei“ hinpafst, so da dräben. Alles modern und zugleich alles alt, eingewurzelt, stabilisiert. Es sieht einzig da; mehr als irgend ein andres Land ist es ein Produkt der Zivilisation, so sehr, daß die Neigungen der Menschen kaum noch dem Geze der Natur folgen, sondern nur noch dem einer verfeinerten Sitte.“

Die Domina fühlte sich von dem allem mehr und mehr unangenehm berührt, besonders als sie sah, daß Melusine, zu dem was Kofeleger ausführte, befändig zustimmend nickte. Schließlich ward' es ihr zuviel. „Alles, was ich da so höre,“ sagte sie, „kann mich für dieses Volk nicht einnehmen, und weil sie auf allen Seiten von Wasser umgeben sind, ist alles so kalt und feucht, und die Frauen, bis in die höchsten Stände hinauf, sind beinahe immer in einem Zustand, den ich hier nicht bei Namen nennen mag. So wenigstens hat man mir erzählt. Und wenn es dann neblig ist, dann kriegen sie das, was sie den Spleen nennen, und fallen zu Hunderten ins Wasser, und keiner weiß, wo sie geblieben sind.“

Denn, wie mir unser Rentmeister Fix, der dräben war, aufs Wort versichert hat, sie sieben in keinem Buch und haben auch nicht einmal das, was wir Einwohnernelbe-Kant nennen, so daß man beinahe sagen kann, sie sind so gut wie gar nicht da. Und wie sie kochen und braten! Alles fast noch blutig, besonders das, was wir hier englische Bestrecks nennen. Und kann auch nicht anders sein, weil sie so viel mit Wilden umgehen und gar keine Gelegenheit haben, sich einer feineren Gesittung anzuschließen.“

Kofeleger und Melusine wechselten beständig Blicke. Die Domina aber sah nichts davon und fuhr unentwegt fort: „Fix ist ein guter Beobachter, auch von Sittensuständen, und einer ihrer Könige, worüber ich auch schon als Mädchen einen Aufsatz machen mußte, hat fünf Frauen gehabt, meist Hofdamen. Und eine hat er kopfen lassen und eine hat er wieder nach Hause geschickt. Und war noch dazu eine Deutsche. Und sie sollen auch keinen eigentlichen Adel mehr haben, weil mal ein Krieg war, drin sie sich unvorsichtig enthaupteten, und als alle weg waren, haben sie gewöhnliche Leute rangezogen und ihnen die alten Namen gegeben, und wenn man denkt, es ist ein Graf, so ist es ein Bäcker oder höchstens ein Bierbrauer. Aber viel Geld sollen sie haben, und ihre Schiffe sollen gut sein und dauerhaft und auch sehr sauber, fast schon wie holländisch; aber in ihrem Glauben sind sie zerplittert und fangen auch schon wieder an fatidisch zu werden.“

Der alte Dubslav, als die Schwester mit ihrem Vortrag über England einsetzte, hatte sich mit einem „Schickal, nimm deinen Lauf“ sofort resigniert. Woldemar aber war immer wieder und wieder bemüht gewesen, einen Themenwechsel einzutreten zu lassen, worin er vielleicht auch reüssiert hätte, wenn nicht Kofeleger gewesen wäre. Dieser — entweder weil er als ästhetischer Feinschmecker an Adelsweber Auslassungen ein aufrichtiges Gefallen fand oder aber weil er die von ihm selbst angerogte Frage hinsichtlich „Natur und Sitte“ (die sein Steckenpferd war) gern weiter spinnen wollte — hielt an England fest und sagte: „Die Frau Domina scheint mir davon auszugehen, daß gerade der natürliche, mitunter schon an den Wilden grenzende Mensch dräben in vollster Blüte steht. Und ich will das auch nicht in jedem Punkte bestreiten. Aber daneben begegnen wir einem Lebens- und Gesellschafts-Refinement, das ich, trotz manchem Ansehenshoren, als einen höchsten Kulturausdruck bezeichnen muß. Ich erinnere mich unter andern eines gerade damals geführten Prozesses, über den ich, als ich im Haag lebte, meiner kaiserlichen Hoheit täglich Bericht erhalten mußte (High life-Prozesse gingen ihr über alles), und der Gegenstand, um den sich's dabei handelte, war so recht der Ausdruck eines verfeinerten oder meinetwegen auch überfeinerten Kulturlebens. So recht das Gegenteil von bloßem Naturburchentum. Es ist freilich eine ziemlich lange Geschichte...“

„Schade,“ sagte Dubslav, „Aber trotzdem, — wenn überhaupt erzählbar...“

„O, gewiß, gewiß; das denkbar Harnloste...“ „Nun denn, lieber Superintendent, wenn wirklich harmlos, so mach' ich mich ohne weiteres zum Anwalt unter gewiß neugierigen Damen, meine Schwester, die Domina, mit eingeschlossen. Wie war es? Wie verlief die Geschichte, für die sich eine kaiserliche Hoheit interessieren konnte?“

„Wenn es denn sein soll,“ nahm Kofeleger langsam und wie bloß einer Preßion nachgebend, das Wort „es war da also zu jener Zeit eine schöne Herzogin in London, die's nicht ertragen konnte, daß die Jahre nicht puntlos an ihr vorbeiziehen wollten. Fältchen und strähenfüße zeigten sich. In dieser Bedrängnis hörte sie von ungefähr von einer, plastischen Künstlerin, die durch Auftrag einer Wachsplatte die Jugend wieder herzustellen wisse. Diese Künstlerin wurde gerufen, und die Wiederherstellung gelang auch. Aber nun traf eines Tages die Rechnung ein, die Bill, wie sie da dräben sagen. Es war eine Summe, vor der selbst eine Herzogin erschrecken durfte. Und da die Künstlerin auf ihrer Forderung beharrte, so kam es zu dem angedeuteten Prozeß, der sich alsbald zu einer cause célèbre gestaltete.“

„Sehr begreiflich,“ versicherte Dubslav, und Melusine stimmte zu.

„Zahlreiche Personen traten in der Verhandlung auf, und als Sachverständige wurden zuletzt auch

Konkurrentinnen auf diesem Spezialgebiete der „plastischen Kunst“ vernommen. Alle fanden die Forderung erheblich zu hoch, und der Sieg schien sich rasch der Herzogin zuneigen zu wollen. Aber in eben diesem Augenblicke trat die sich arg bedrängt sehende Künstlerin an den Vorsitzenden des Gerichtshofes heran und bat ihn, an die erkrankenen Fachgenossen einfach die Frage nach der Dauer der durch ihre Kunst wiederhergestellten Jugend und Schönheit richten zu wollen, eine Bitte, der der Oberrichter auch sofort nachkam. Was darauf geantwortet wurde, lautete hinsichtlich der Dauer sehr verschieden. Als aber, so verschieden die Zeitangaben waren, keine der Konkurrentinnen mehr als ein Vierteljahr zu garantieren wagte, wandte sich die Verklagte rasig an den hohen Gerichtshof und sagte nicht ohne Würde: „Meine Herren Richter, meine Mitkünstlerinnen, wie Sie soeben vernommen, helfen auf Zeit; was ich leiste, nennt sich „beautifying for ever“. Alles war von diesem Worte hingerissen, der hohe Gerichtshof mit, und die Herzogin hatte die Mieseltanne zu zahlen.“

„Und wäre dergleichen hierlandes möglich?“ fragte Melusine.

„Ganz unmöglich,“ entgegnete der für alles Fremde schwärmende Kofeleger. „Es kann hier einfach deshalb nicht vorkommen, weil uns der dazu nötige Kulturzustand und die dem entsprechende Anschauung fehlt. In unserm guten Preußen, und nun gar in der Mark, sieht man in einem derartigen Gergange nur das klarste, günstigsten Falls das Groteske, nicht aber jenes Hochnach gesellschaftlicher Verfeinerung, aus dem allein sich solche Dinge, daran man im übrigen das Refinement belächeln oder verurteilen mag, entwickeln können.“

Die meisten waren einverstanden, allen voraus Dubslav, dem dergleichen immer einleuchtete, während die Domina von „Horror“ sprach und sichtlich unmutig den Kopf hin und her bewegte. Woldemar erneute natürlich seine Versuche, die der Dame so mißfällige Konversation auf andres überzulenkten, bei welcher Gelegenheit er nach dem Verflören verschiedener Thematika zuletzt auch auf den Coventgardennarrt und den englischen Gemiseseban zu sprechen kam. Das paßte der Domina.

„Ja, Gemiseseban,“ sagte sie, „das ist eine wunderbare Sache, daran hat man eine wirkliche Freude. Moller Bay ist eigentlich eine Gartengegend; unser Spargel ist denn auch weit und breit der beste, und meine gute Schmaragdort hat Artischofen gezogen, so groß wie 'ne Sonnenblume. Freilich, es will sie feiner so recht, und alle sagen immer: es dauert so lange, wenn man so jedes Blatt nehmen muß, und eigentlich hat man nichts davon, auch wenn die Sauce noch so dick ist.“ Viel mehr Blick hat untre alte Schimonski mit ihren großen Erdbeeren — ich meine natürlich nicht sie selber, sie selber kann gar nichts, aber sie hat eine sehr geschickte Person an sich — und ein Berliner Händler kauft ihr alles ab, bloß daß die Schnecken oft die Hälfte der Erdbeere wegfressen. Man sollte nicht glauben, daß solche Tiere solchen feinen Geschmack haben. Aber wenn es wegen der Schnecken auch unsicher ist, Dubslav, du solltest solche Jucht doch auch versuchen. Wenn es einschlägt, ist es sehr vorteilhaft. Die Schimonski wenigstens hat mehr davon als von ihren Hühnern, trotzdem sie gut legen. Denn mal sind sie billig, die Eier, und dann wieder verderben sie, und die schlechten werden einem berechnet und abgezogen, und die Streiterei nimmt kein Ende.“

Kurz vor elf brach das Gespräch ab, und man zog sich zurück. Der alte Dubslav ließ es sich nicht nehmen, die Damen persönlich treppauf bis an ihre Zimmer zu führen und sich da unter Handlung von ihnen zu verabschieden. Es waren dieselben zwei Räume, die vor gerad' einem Vierteljahr Her und Gafso besetzt hatten, das größere Zimmer jetzt für Melusine, das kleinere für Armgard bestimmt. Aber als nun beide vor ihren Reisetischen standen und sich oberflächlich daran zu thun machten, sagte Melusine: „Dies Himmelbett ist also für mich. Wenn es dir gleich ist, beziehe du lieber dies Ehrenlager und lasse mir das kleine Schlafzimmer. Zusammen sind wir ja doch; die Thür steht auf.“

„Ja Melusine, wenn du's durchaus wünschst, dann natürlich. Aber ich verstehe dich nicht recht. Man will dich ausgezeichnet, und wenn du das ablehnst, so

fann es auffallen. Man muß doch in einem Hause, wo man noch halb fremd ist, alles so thun, wie's gewohnt wird."

Melusine ging auf die Schwester zu, sah sie halb verlegen, halb schelmisch an und sagte: "Natürlich hast du recht. Aber ich bitte dich trotzdem darum. Und es braucht es ja auch keiner zu merken. Direkte Kontrolle wird ja wohl ausgeschlossen sein, und ich mache keine tiefere Klute wie du."

"Gut, gut," lachte Armgard. "Aber sage, was soll das alles? Du bist doch sonst so leichtlebig. Und wenn es dir hier in dem ersten Zimmer, weil es so nah an der scharfen Klurede liegt, wirklich etwas ängstlich zu Mute sein sollte, nun so können wir ja zurückeln."

"Das hilft nichts, Armgard. In solchen alten Schlössern giebt es immer Tapetenhuren. Und was das hier angeht," und sie wies auf das Bett, "alle Sympagistiken sind immer gerad' in Himmelbetten passiert; ich habe noch nie gehört, daß Gespenster an eine Wirkmalerbettstelle herangereten wären. Und hast du nicht unten den misle-toe gesehen? Mittelbuck ist auch noch so Lieberleibsel aus heidnischer Zeit her, bei den alten Deutschen gewiß und bei den Wenden wohl auch, für den Fall, daß die Stacheln wirkliche Wenden sind. Wenn ich Tante Adelheid ansehe, glaub' ich es beinah'. Und wie sie von den Pflüthern sprach und den Hiern. Alles so wendisch. Ich glaube ja nicht eigentlich an Gespenster, wiewohl ich auch nicht ganz dagegen bin, aber wie dem auch sein möge, wenn ich mir denke, Tante Adelheid erschene mir hier und bräute mit eine Erdbeere, die die Schnecken schon angeknabbert haben, so wäre das mein Tod."

Armgard lachte. "Ja, du lachst, aber hast du denn die Augen von ihr gesehen? Und hast du ihre Stimme gehört? Und die Stimme, wie du weißt, ist doch die Seele." "Gewiß. Aber, Seele oder nicht, sie kann dir doch nichts thun mit ihrer Stimme und dir auch nicht erscheinen. Und wenn sie doch kommt, so kannst du mich ja rufen."

"Am liebsten wär' es mir, du bleibst gleich bei mir."

"Aber Melusine..." "Nun gut, nun gut. Ich sehe wohl ein, daß das nicht gut geht. Aber was anders! Ich habe da vorhin eine Bibel oder vielleicht auch bloß ein Gesangbuch liegen sehen, da auf dem Brettden, wo die kleine Puppe steht. Willst du auch was Sonberbares, diese Puppe. Bitte, nimm die Bibel von der Etagere fort und lege sie mir hier auf den Nachttisch. Und das Licht laß brennen. Und wenn du im Bett liegst, sprich immer zu, bis ich einschlafe."

XXVIII.

Am andern Morgen traf man sich beim Frühstück. Es war ziemlich spät geworden, ohne daß Dubslaw, wie das sonst wohl auf dem Lande Gewohnheit ist, ungebüdig geworden wäre. Nicht dasselbe ließ sich von Tante Adelheid sagen. "Ich finde das lange Wartenlassen nicht gerade passend, am wenigsten Personen gegenüber, denen man Respekt bezeigen will. Oder geh' ich vielleicht zu weit, wenn ich hier von Respektbezeugung spreche?" So hatte sich Adelheid zu Dubslaw geäußert. Als nun aber die Barbyschen Damen wirklich erschienen, bezwang sich die Domina und stellte all die Fragen, die man an solchen Begrüßungsmorgen zu stellen pflegt. In aller Unbefangenheit antworteten die Schwestern, am unbefangenen Melusine, die bei der Gelegenheit dem alten Dubslaw denn auch erzählte, daß sie nicht umhin gekonnt hätte, sich die Bibel an ihr Bett zu legen."

"Und mit der Absicht, drin zu lesen?" "Beinah'. Aber es wurde nichts daraus. Armgard plauderte so viel, freilich auf meinen Wunsch. Ich hörte von der Treppe her immer die Uhr schlagen und las dabei, Rufem. Aber das war natürlich schon im Traum. Ich schlief schon ganz fest. Und heute früh bin ich wie der Fisch im Wasser."

Dubslaw hätte dies gern bestätigt, dabei nach einem Spezialfisch suchend, der so recht zum Vergleich für Melusine gepaßt hätte. Die Waise seiner Schwester aber, die zu fragen schienen, "hast du gehört?" ließen ihn wieder davon absteht, und nachdem noch einiges über den großen Todesturz und seine Bilder und Schräufe

geprochen worden war, wurde, genau wie vor einem Vierteljahr, wo Her und Gzaso zu Besuch da waren, ein Programm verabredet, das dem damaligen sehr ähnlich ist: Ausflugssturm, See, Globfow; dann auf dem Rückwege die Kirche, vielleicht auch Krippenkapel. Und zuletzt das "Museum". Aber manches davon war unsicher und hing vom Wetter ab. Engelle wurde beauftragt, mit Plais und Decken voranzugehen und ein paar Leute zum Wegschauen des Schnees mitzunehmen, lediglich für den Fall, daß die Damen vielleicht Lust bezeigen sollten, die Sprudel- und Trichterstelle genauer zu studieren. "Und wenn wir auf unserm Göße keine Leute haben, so geh ins Schulgenamt und bitte Wolf Krake, daß er aushilft."

Melusine, die dieser Befehlsermittlung zugehört hatte, war überrascht, in einem märkischen Dorfe dem Namen "Wolf Krake" zu begegnen, und erfährte denn auch alsbald den Zusammenhang der Dinge. Sie war ganz entzückt davon und sagte: "Das ist hübsch. Aller aufgeschwiefter Patriotismus ist mir ein Grenel, aber wenn er diese Formen annimmt und sich in Humor und selbst in Ironie kleidet, dann ist er das Beste, was man haben kann. Ein Mann, der solchen Beinamen hat, der lebt, der ist in sich eine Geschichte." Dubslaw küßte ihr die Hand, Adelheid aber wandte sich demonstrativ ab; sie wollte nicht Zeuge dieser eignen Huldigungen sein. "Wenn man ein alter Major ist, ist man eben ein alter Major und nicht ein junger Lieutenant. Dubslaw ist zwanzig, aber zwanzig Jahr a. D."

Es war gegen zehn, als man aufbrach, um zu nächst auf den Ausflugssturm zu steigen, und nachdem man da von der obersten Etage her die Waldlandschaft, die sich auch in ihrem Schneeschemel wundervoll ausnahm, gebührend bewundert und dann den Abstieg glücklich bewerkstelligt hatte, passierte man den Schloßhof mit der Glasgugel, um über den Dorfplatz fort in die nach dem See hinunterführende große Straße einzubiegen. Auf dem Dorfplatze war alles winterlich still, nur vor dem Stränge fanden drei Menschen: Engelle, der die Schneeschuppe vorausgeschickt hatte, mit seinen Plais über dem Arm, neben ihm Schulze Kluckhuhn und neben diesem Gendarm Linde, das Karabinergewehr über die Schulter gehängt.

"Da treffen wir ja die ganze hohe Obrigkeit," sagte Dubslaw. "Engelle kann ich auch mitrechnen, der regiert mich, is also eigentlich die Feudalitätsstöße."

Während dieser Worte waren die Herrschaften an die Gruppe herangereten.

"Freut mich, daß ich Sie treffe, Kluckhuhn. Ich denke, Sie begleiten uns..." Frau Gräfin, darf ich Ihnen hier unsern Dorfherrchen vorstellen? Schulze Kluckhuhn, alter Vierundsechziger."

Und nun ordnete sich der Zug. Dubslaw und Linde schlossen ab, Woldegar, Armgard und Tante Adelheid hielten die Mitte; Melusine schritt voran, Wolf Krake neben ihr.

"Ich bin froh," sagte Melusine, "Sie bei dieser Partie mit dabei zu sein. Der alte Herr von Stechlin hat mir schon von Ihnen erzählt und daß Sie vierundsechzig mit dabei gewesen. Und ich weiß auch Ihren Namen; das heißt den zweiten. Und ich darf sagen, ich freue mich immer, wenn ich so was Hübsches höre."

"Ach, Wolf Krake," lachte Kluckhuhn. "Ja, Frau Gräfin, wer den Schaden hat, darf für den Spott nicht sorgen. Das heißt, von 'Schaden' darf ich eigentlich nicht reden, den hab' ich nicht so recht davon gehabt; ich bin nicht mal angegriffen worden. Und doch is so was billig, wenn's erst losgeht."

"Ja, 'nem armen Frauzenzimmer — ich mag mich Ihnen, Schulze Kluckhuhn, hier nicht als Dame vorstellen —, als armen Frauzenzimmer ist einem so was verschlossen oder, wie die Leute hier sagen, verpuppt. Und doch ist das das eigentliche Leben. So immer bloß einflühen und ein bishen Charvie zupfen, das ist gar nichts. Mit dabei sein, das macht glücklich. Es war aber doch wohl ein eignes Gefühl, als Sie da so nach Alsen rüberfahren und der Wolf Krake dicht daneben lag."

"Ja, das war es, Frau Gräfin, ein ganz eignes Gefühl. Und mitunter erscheint mir der Wolf Krake noch im Traum. Un is auch nicht zu verwundern. Denn Wolf Krake war wie ein richtiges Gespenst. Und wenn solch Gespenst einen packt, ja, da ist man weg."

Und dabei blieb' ich, sechsundsechzig war nicht viel und siebzig war auch nicht viel."

"Aber die großen Verluste..." "Ja, die Verluste waren groß, das ist richtig. Aber Verluste, Frau Gräfin, das is eigentlich gar nichts. Natürlich wen es trifft, für den is es was. Aber ich meine jetzt das, was man dabei so das Moralische nennt; und darauf kommt es an, nicht auf die Verluste, nicht auf viel oder wenig. Wenn einer eine Böhfung rauf klettert und nu sieht er oben und schleicht sich ran, immer mit 'nem Pulverlad und 'nem Bänder in der Hand und nu legt er an und nu steigt alles in die Luft und er mit. Und nu ist die Festung oder die Schanze offen. Ja, Frau Gräfin, das ist was. Und das hat unser Pionier Klute gethan. Der war moralisch. Ich weiß nicht, ob Frau Gräfin mal von ihm gehört haben, aber dafür leb' ich und fierb' ich; immer bloß das Kleine, da geht sich's, was einer kann. Wenn ein Pataillon ran muß nu ich stehe mitten drin, ja, was will ich da machen? Da muß ich mit. Und daß, da lieg' ich. Und nu bin ich ein Held. Aber eigentlich bin ich keiner. Es ist alles bloß Müß' und solche Nuschelchen giebt es viele. Das is, was ich die großen Kriege nenne. Klute mit seinem Pulverlad, ja, der war bloß was Kleines, aber er war doch groß. Und ebenio (wenn er auch unser Feind war) dieser Wolf Krake."

So ging historisch-retrospektiv das Gespräch an der Tete, während Dubslaw und Linde, die den Zug abschlossen, mit ihrem Thema mehr in der Gegenwart standen. "Is mir lieb, Linde, Sie mal wieder zu treffen. Seit Rheinsberg hab' ich Sie nicht mehr gesehn. Ich denke mir, Torgelow is nu wohl schon im besten Gange. So wie Bebel. Ich krieger natürlich jeden Tag meine Zeitung, aber es is mir immer zu viel und das große Format und das dünne Papier. Da fuk' ich denn nicht immer ganz genau zu. Hat er denn schon geiproden?" "Ja, Herr Major, gesprochen hat er schon. Aber nicht viel. Un war auch kein rechter Beifall. Auch nicht mal bei seinen eignen Leuten."

"Er wird wohl die Sache noch nicht recht weg haben. Ich meine das, was sie jetzt das Parlamentarische nennen. Das schad aber nichts und ist eigentlich egal. Wichtig is, wie sie hier in unserm Anypiner Winkel, in unserm Rheinsberg-Weg über ihn denken. Sind sie denn da mit ihm zufrieden?" "Auch nicht, Herr Major. Sie sagen, er sei zweideutig."

"Ja, Linde, so heißt es überall. Das is nu mal so, das is nicht zu ändern. In Frankreich heißt es immer gleich 'Verror' und hier sagen sie 'zweideutig'. Da war auch einer von uns, den ich nicht nennen will, von dem hieß es auch so..." "Von dem hieß es auch so. Ja, Herr Major, und Pterle, der immer gut Weisheit weiß, der sagte mir schon damals in Rheinsberg; Linde, glauben Sie mir, da hat sich der Herr Major eine Schlange an seinen Büsen groß gezogen."

"Kann ich mir denken; klingt ganz nach Pterle. Der spricht immer so gebildet. Aber is es auch richtig?"

"Is schon richtig, Herr Major. Herr Major denken immer das Gute von 'nem Menschen, weil Sie so viel zu Dante Rhen und selber so sind. Aber wer so 'ran kommt wie ich. Alle lägen sie. Was sie meinen, das sagen sie nicht und was sie sagen, das meinen sie nicht. Is kein Verlaß mehr; alles 'zweideutig'."

"Ja, so rund 'raus, Linde, das war früher, aber das geht jetzt nicht mehr. Man darf keinem so alles auf die Nase binden. Das is eben, was sie jetzt 'politisches Leben' nennen."

"Ach, Herr Major, das mein' ich ja gar nicht. Das Politische... Gott, wenn einer sich ins Politische zweideutig macht, na, denn muß ich ihn anzeigen, das is Dienst. Tarum gräm' ich mich aber nicht. Aber was nich Dienst is, was man so bloß noch nebenbei sieht, das kann einen mitunter leid thun. So bloß als Mensch."

"Aber, lieber Linde, was is denn eigentlich los? Wenn man Sie so hört, da sollte man ja wahrhaftig glauben, es ginge zu Ende... Na ja, in der Welt draußen da klappt nicht immer alles. Aber so im Schoß der Familie..."



Subreuechfid.  
Allegorie von Heinrich Heine.

„Jott, Herr Major, das is es ja eben. In dielem Schoß der Familie, da is es ja gerod' am schlimmsten. Und fogar in dem südtischen Schoß, der doch immer noch der beste war.“

„Beispiele, Linde, Beispiele.“

„Da haben wir nu hier, nu bloß ein Beispiel zu geben, unfern guten alten Varuch Girschfeld in Gransee. Frommer alter Jude...“

„Kann' ich. Kann' ich ganz gut, beinah' zu gut. Nu, der hat 'nen Sohn und mit dem is er mitunter verschiedner Meinung. Aber dagegen is doch nicht viel zu sagen; das is in der ganzen Welt so. Der Alte hängt noch am Alten und der Junge, nu, der is eben ein Jungfer und bramarbasiert ein bißchen. Ich weiß nicht recht, zu welcher Partei er sich hält, er wird aber wohl für Torgelow gestimmt haben. Nu, mein Gott, warum nicht? Das thun jetzt viele. Daran muß man sich gewöhnen. Das is eben das Politische.“

„Nein, Herr Major. Herr Major wollen verzeihn, aber bei dielem Jhdor is es nich das Politische. Komme ja jeden dritten Tag hin und seh' den Alten in seinem Laden und höre, was er da redt und redt. Und der Junge redt auch und redt immer ‚von's Prinzip‘. Das Prinzip is ihm aber egal. Er will bloß mogeln und den Alten an die Wand drücken. Und das ist das, was ich das Zweideutige nenne.“

Armgard, Woldemar und Tante Adelheid hatten die Mitte genommen. Als sie bis in die Nähe der Seespige gekommen waren, immer unter einem verschneiten Buchen- und Eichenwege hin, wurden sie durch ein Geräusch wie von brechenden kleinen Ästen aufmerksam gemacht, und ihr Auge nach oben richtend, gewahrten sie, wie zwei Gishörnchen über ihnen spielten und in beständigem Sich-hauchen von Baum zu Baum sprangen. Die Zweige knickten, und der Schnee stäubte hernieder. Armgard mochte sich von dem Schauspiel nicht trennen, lachte, wenn die momentan verschwundenen Tierchen mit einem Male wieder zum Vorschein kamen und gab ihre Beobachtung erst auf, als die Domina, nicht direkt unfreundlich, aber doch ziemlich ungeduldig und jedenfalls wie gelangweilt, zu ihr bemerkte: „Ja, Comtesse, die springen; es sind eben Gishörnchen.“ Einige Minuten später hatten alle die Bank erreicht, von der aus man den besten Blick auf den zugerorenen See hatte. Das Eis zeigte sich hoch mit Schnee bedeckt, aber in seiner Mitte war doch schon eine gefrorene Stelle, zu der vom Ufer her eine schmale, gleichfalls freigekehrte Straße hinüberführte. Engelle legte die Decken über die Bank, und die Damen, die von dem halbfrühlichen und zuletzt etwas anstrengenden Wege müde geworden waren, nahmen alle drei Platz, während sich Wolf Krake und Linde wie Schildhüter zu beiden Seiten der Bank aufstellten. Dubslav dagegen plazierte sich in Front und machte, während er einen landläufigen Führer an schlug, den Gierone. „Hab' die Ehr', Ihnen hier die große Sehenswürdigkeit von Dorf und Schloß Stechlin zu präsentieren, unfern See, meinen See, wenn Sie mir das Wort gestatten wollen. Alle möglichen berühmten Naturforscher waren hier und haben sich höchst schmeichelfast über den See geäußert. Immer hieß es: ‚es sehe wissenschaftlich feil‘. Und das ist jetzt das Höchste. Früher sagte man: ‚es steht in den Ätten‘. Ich lasse dabei dahingestellt sein, wovon man sich tiefer verbergen muß.“

„Ja,“ sagte Melusine, „das ist nun also der große Moment. Orientiert bin ich. Aber wie das mit allem Großen geht, ich empfinde doch auch etwas von Enttäuschung.“

„Das ist, weil wir Winter haben, gnädigste Gräfin. Wenn Sie die offene Seefläche vor sich hätten und in der Vorstellung ständen: jetzt bildet sich der Trichter und jetzt steigt es heraus, so würden Sie mutmaßlich nichts von Enttäuschung empfinden. Aber jetzt! Das Eis macht still und duckt das Revolutionäre. Da kann selbst unser Linde nichts notieren. Nicht wahr, Linde?“

Linde schmunzelte.

„Im übrigen seh' ich zu meiner Freude — und das verdanke wir wieder unfern guten Kludhuhn, der an alles denkt und alles vorkehrt — daß die Schneeschipper auch ein paar ihrer Pickärs mitgebracht haben. Ich taxiere das Eis auf nicht bifer

als zwei Fuß, und wenn sich die Leute dran machen, so haben wir in zehn Minuten eine große Lüne, und der Holn, wenn er nur sonst Lust hat, kommt aus seiner Tiefe heraus. Befehlen Frau Gräfin?“

„Um Gottes willen, nein. Ich bin sehr für solche Geschichten und bin glücklich, daß die Familie Stechlin diesen See hat. Aber ich bin zugleich auch abergläubisch und mag kein Eingreifen ins Elementare. Die Natur hat jetzt den See überdeckt; da werd' ich mich also hüten, irgend was ändern zu wollen. Ich würde glauben, eine Hand führe heraus und packte mich.“

Adelheid war bei diesen Worten immer gerader und länger geworden und rühte mit Orientierung von Melusine weg, mehr der Dankesnote zu, wo, halb wie das gute Gewissen, halb wie die göttliche Weltordnung, Linde stand und durch seine bloße Gegenwart den Gemütszustand der Domina wieder beschwichtigte. Nur von Zeit zu Zeit sah sie fragend, forschend und vorwurfsvoll auf ihren Bruder.

Dieser mußte genau, was in seiner Schwester Seele vorging. Es erheiterte ihn ungemein, aber es beunruhigte ihn doch auch. Wenn diese Gefühle wuchsen, wohin sollte das führen? Die Möglichkeit einer schrecklichen Scene, die sein Haus mit einer nicht zu tilgenden Blasse behaftet hätte, trat dabei vor seine Seele.

Der Himmel hatte aber ein Gesehen. Schon seit einer Viertelstunde lag ein grauer Ton über der Landschaft, und plötzlich fielen Flocken, erst vereinzelte, dann dicht und reichlich. Den Weg bis Gishorn fortzusetzen, daran war unter diesem Umständen gar nicht mehr zu denken, und so brach man denn auf, um ins Schloß zurückzukehren. Auch auf einen Besuch in der Kirche, weil es da zu kalt sei, wurde verzichtet.

#### XXIX.

Der Heimweg war gemeinschaftlich angetreten worden, aber doch nur bis an die Dorfstraße. Hier teilte man sich in drei Gruppen, eine jede mit verschiedenem Ziel: Dubslav, Tante Adelheid und Armgard gingen auf das Herrenhaus, Linde und Wolf Krake auf das Schulzenamt, Woldemar und Melusine aber auf die Pfarre zu. Woldemar freilich nur „auf Zeit“, denn kaum daß er den Vorgarten erreicht hatte, so verabschiedete er sich von Melusine.

Lorenzen hatte bangen Herzens am Fenster gestanden, kam indessen in selben Augenblicke, wo das Paar draußen sich trennte, wieder zu sich. Er war nun schon so lange jeder Damenunterhaltung entzogen, daß ihm ein Besuch wie der der Gräfin zunächst nur Verlegenheit schaffen konnte, wenn's denn aber durchaus sein mußte, so war ihm ein Tete-a-tete mit ihr immer noch lieber, als eine Plauderei zu dritt. Er ging ihr denn auch bis in den Flur entgegen, war ihr beim Abgehen behilflich und sprach ihr — was er konnte, weil er jede Schen reich von sich abfallen ließ — seine Freude aus, sie in seiner Pfarre begrüßen zu dürfen. „Und nun bitt' ich Sie, Frau Gräfin, sich's unter meinen Büchern hier nach Möglichkeit bequem machen zu wollen. Ich bin zwar auch Inhaber einer Puststube, mit einem bezugten Teppich und einem kalten Ofen; aber ich könnte das gesundheitlich nicht verantworten. Hier haben wir wenigstens eine gute Temperatur.“

„Die immer die Hauptfrage bleibt. Ach, eine gute Temperatur! Gesellschaftlich ist sie beinah' alles und leider, leider doch so selten. Ich kenne Häuser, wo, wenn Sie den Widerspruch verzeihen wollen, der kalte Ofen gar nicht ausgeht. Aber erlassen Sie mir gütigst den Sofaplatz hier; ich fühle mich dazu noch nicht ‚alte Dame‘ genug und möcht' auch gern ein vas der beiden Wilder bleiben, trotzdem ich das eine davon schon so gut wie kenne.“

„Die Kreuzabnahme?“

„Nein! Das andre.“

„Die Kind also?“

„Ja.“

„So haben Sie das schöne Bild in der Nationalgalerie gesehen?“

„Auch das. Aber doch freilich erst seit ganz kurzem, während ich von Ihrer Aquarellkopie schon seit ein paar Monaten weis. Das war auf einer Dampfsschiffahrt, die wir nach dem sogenannten ‚Gierhäuschen‘ machten und der Ausplauder über das Bild da vor mir war niemand anders als Ihr Högling Woldemar, auf den Sie stolz sein können. Er

freilich würde den Satz umkehren, oder sage ich lieber, er that es. Denn er sprach mit solcher Liebe von Ihnen, daß ich Sie von jenem Tag an auch liebe, was Sie sich schon gefallen lassen müssen. Ein Glück nur, daß er sich draußen verabschiedet hat und nicht hören kann, was ich hier sage...“

Lorenzen lächelte.

„Sonst hätten sich diese Bekenntnisse verboten. Aber da sie nun mal gemacht sind und man nie weiß, wann und wie man wieder zusammenkommt, so lassen Sie mich darin fortfahren. Woldemar erzählte mir — Pardon für meine Indiskretion — von Ihrer Schwärmerei für die Kind. Und da horchten wir denn auf und beneideten Sie fast. Denn nichts beneidenswerter als eine Seele, die schwärmen kann. Schwärmen ist fliegen, eine himmlische Bewegung nach oben.“

Lorenzen fragte. Das war doch mehr, als eine bloß liebenswürdige Dame aus der Gesellschaft.

„Und um es kurz zu machen,“ fuhr Melusine fort, „Woldemar sprach bei dieser Gelegenheit wie von Ihrer ersten Liebe,“ und dabei wies sie auf das Bildchen, „so auch von Ihrer letzten, — nein, nein, nicht von Ihrer letzten; Sie werden immer eine neue finden — sprach also von Ihrer Vereinerung für den herrlichen Mann da unten am Tajo, von Ihrer Vereinerung für den Joao de Deus. Und als er ausgesprochen hatte, da haben wir uns alle, die wir zugegen waren, um den ‚Un Santo‘ gekniet und einen Bund geschlossen. Um den ‚Un Santo‘ und um Sie selbst. Und nun frag' ich Sie, wollen Sie mitthun in diesem unserm Bunde, der ohne Sie gar nicht existierte. Mir ist manches veruener gegangen. Aber ich bin, dent' ich, dem Tage nahe, der mich ahnen läßt, daß unsere Prüfungen unsere Segnungen sind und daß mir alles Leid nur kam, um den Stab, der stützt, fester zu umflammen. Ich darf leider nicht hinzufügen, daß dieser Stab (möglich, daß er sich einst dazu auswächst) das Kreuz sei. Meiner ganzen Natur nach bin ich ungläubig. Aber ich hoffe, sagen zu dürfen: ich bin wenigstens demütig.“

„Wenigstens demütig,“ wiederholte Lorenzen langsam, und Melusine, weil sie die Zweifel, die sich in Wiederholung dieser Worte ziemlich deutlich ausprägten, mit scharfem Ohre heraushörte, fuhr in plötzlich veränderten und beinah' heiterem Tone fort: „Ach, wie grauam Sie sind. Aber Sie haben recht. Demütig. Und daß ich mich dessen auch noch berühme. Wer ist demütig? Wir alle sind in letzten doch eigentlich das Gegenteil davon. Aber das darf ich sagen, ich habe den Willen dazu.“

„Und schon der gilt, Frau Gräfin. Nur freilich ist Demut nicht genug; sie schafft nicht, sie hilft und fördert nicht nach außen, sie belebt kaum.“

„Und ist doch mindestens der Anfang zum Bessern, weil sie mit dem Egoismus aufräumt. Wer die Staffel hinauf will, muß eben von unten an dienen. Und soviel bleibt, es trägt sich in ihr die Lösung jeder Frage, die jetzt die Welt bewegt. Demütig sein heißt christlich sein, christlich in meinem Sinne. Demut erschrickt vor dem zweierlei Maß. Wer demütig ist, der ist baldsam, weil er weiß, wie sehr er selbst der Duldsamkeit bedarf; wer demütig ist, der sieht die Scheidewände fallen und erblickt den Menschen im Menschen.“

„Ich kann Ihnen zustimmen,“ lächelte Lorenzen. „Aber wenn ich, Frau Gräfin, in Ihren Worten richtig lese, so sind diese Bekenntnisse doch nur Einleitung. Sie führen noch andres in Schilde und verbinden mit Ihrer Aussprache, so sonderbar es klingen mag, etwas Spezielles und beinah' Praktisches.“

„Und ich freue mich, daß Sie das sofort herausgeföhlt haben. Es ist so. Wir kommen da eben von Ihrem Stechlin her, von Ihrem See, dem Besen, was Sie hier haben. Ich habe mich dagegen gewehrt, als das Eis aufgeschlagen werden sollte, denn alles Eingreifen oder auch nur Einbilden in das, was sich verbirgt, erschreckt mich. Ich respektiere das Gegebene. Daneben aber freilich auch das werdende, denn eben dies werdende wird über kurz oder lang abermals ein Gegebenes sein. Alles Alte, so weit es Anspruch darauf hat, sollen wir lieben, aber für das Neue sollen wir recht eigentlich leben. Und vor allem sollen wir, wie der Stechlin uns lehrt, den großen Zusammenhang der Dinge nie vergessen. Sich abschließen, heißt sich einmauern,

und sich einmauern ist Tod. Es dreht sich alles darum, daß wir gerade das beständig gegenwärtig haben. Mein Vertrauen zu meinem Schwager ist unbegrenzt. Er hat einen edeln Charakter, aber ich weiß nicht, ob er auch einen festen Charakter hat. Er ist feinen Sinnes, und wer fein ist, ist oft bestimmbare. Er ist auch nicht geistig bedeutend genug, um sich gegen abweichende Meinungen, gegen Irrtümer und Standesurteile wehren zu können. Er bedarf der Stütze. Diese Stütze sind Sie meinem Schwager Waldemar von Jugend auf gewesen. Und um was ich jetzt bitte, das heißt: Seien Sie's ferner!"

"Daß ich Ihnen sagen könnte, wie freudig ich in Ihren Dienst trete, gnädigste Gräfin. Und ich kann es um so leichter, als Ihre Ideale, wie Sie wissen, auch die meinigen sind. Ich lebe darin und empfind' es als eine Gnade, ganz in einem Neuen aufzugehen. Um ein solches Neues' handelt es sich. Ob ein solches Neues' sein soll (weil es sein muß) oder ob es nicht sein soll, um diese Frage dreht sich alles. Es giebt hier um uns her eine große Zahl vorzüglicher Leute, die ganz ernsthaft glauben, das uns überlieferte — das kirchliche voran (leider nicht das Christliche) — müsse verteidigt werden, wie der salomonische Tempel. In untrer Oberbehörde herrscht außerdem eine naive Neigung, alles Preussische' für eine höhere Kulturform zu halten."

"Genau wie Sie sagen. Aber ich möchte doch, um der Gerechtigkeit willen, die Frage stellen dürfen, ob dieser naive Glaube nicht eine gewisse Berechtigung hat?"

"Er hatte sie mal. Aber das liegt zurück. Und kann nicht anders sein. Der Hauptgegenstand alles Modernen gegen das Alte besteht darin, daß die Menschen nicht mehr durch ihre Geburt auf den von ihnen einzunehmenden Platz gestellt werden. Sie haben jetzt die Freiheit, ihre Fähigkeiten nach allen Seiten hin und auf jedem Gebiete zu betätigen. Früher war man dreihundert Jahre lang ein Schloßherr oder ein Leineweber; jetzt kann jeder Leineweber eines Tages ein Schloßherr sein."

"Und beinah' auch umgekehrt," lachte Melusine. "Doch lassen wir dies heikle Thema. Viel, viel lieber hör' ich ein Wort von Ihnen über den Wert unsrer Lebens- und Gesellschaftsformen, über unsere Gesamtschauungsweise, deren Zulässigkeit Sie, wie mir scheint, so nachdrücklich anweisen."

"Nicht absolut. Wenn ich zweifle, so gelten diese Zweifel nicht so sehr den Dingen selbst, als dem Hochmaß des Glaubens daran. Daß man all diese Mittelmaßdinge für etwas Besonderes und Ueberlegenendes und deshalb, wenn's sein kann, für etwas ewig zu stonierendendes anieht, das ist das Schlimme. Was mal galt, soll weiter gelten, was mal gut war, soll weiter ein Gutes oder wohl gar ein Bestes sein. Das ist aber unmöglich, auch wenn alles, was keineswegs der Fall ist, einer gewissen Herrlichkeitsvorstellung entspräche... Wir haben, wenn wir rückblicken, drei große Epochen gehabt. Dessen sollen wir eingedenk sein. Die vielleicht größte, zugleich die erste, war die unter dem Solbatenkönig. Das war ein nicht genug zu preisender Mann, seiner Zeit wunderbar angepaßt und ihr zugleich voraus. Er hat nicht bloß das Königtum stabilisiert, er hat auch, was viel wichtiger, die Fundamente für eine neue Zeit geschaffen und an die Stelle von Zerfahrenheit, selbstlicher Vielherrschaft und Willkür Ordnung und Gerechtigkeit gesetzt. Gerechtigkeit, das war sein bester „rocher de bronco".

"Und dann?"

"Und dann kam zweitens Epoche zwei. Die ließ nicht lange mehr auf sich warten und das seiner Natur und seiner Geschichte nach gleich ungeniale Land sah sich mit einem Male von Genie durchblitzt."

"Muß das ein Staunen gewesen sein."

"Ja. Aber doch mehr brauchen in der Welt als dabei. Anstauenen ist auch eine Kunst. Es gehört etwas dazu, Großes als groß zu begreifen... Und dann kam die dritte Zeit. Nicht groß und doch auch wieder ganz groß. Da war das arme, elende, halb dem Untergange verfallene Land nicht von Genie, wohl aber von Begeisterung durchleuchtet, von dem Glauben an die höhere Macht des Geistigen, des Wissens und der Freiheit."

"Gut Lorenzen. Aber weiter."

"Und all das, was ich da so hergezählt, umfaßte zugleich ein Jahrhundert. Da waren wir den

andern voraus, mitunter geistig und moralisch gewiß. Aber der „Non soli oedo-Abler' mit seinem Rißbündel in den Fängen, er bligt nicht mehr, und die Begeisterung ist tot. Eine rückläufige Bewegung ist da, längst Abgelortenes, ich muß es wiederholen, soll neu erlöhen. Es thut es nicht. In gewissen Sinne freilich kehrt alles einmal wieder, aber bei dieser Wiederkehr werden Jahrtausende übersprungen; wir können die römischen Kaiserzeiten, Gutes und Schlechtes, wieder haben, aber nicht das spanische Rohr aus dem Tabakskollegium und nicht einmal den Kräftstod von Sanssouci. Damit ist es vorbei. Und gut, daß es so ist. Was einmal Fortschritt war, ist längst Rückschritt geworden. Aus der modernen Geschichte, der eigentlichen, der lebenswerten, verschwinden die Bataillen und die Bataillone (trotzdem sie sich beständig vermehren) und wenn sie nicht selbst verschwinden, so schwindet doch das Interesse daran. Und mit dem Interesse das Prestige. In ihre Stelle treten Erfinder und Entdecker, und James Watt und Siemens bedeuten uns mehr als du Guesclin und Bayard. Das Heldische hat nicht direkt abgewirtschaftet und wird noch lange nicht abgewirtschaftet haben, aber sein Kurs hat nun mal seine besondere Höhe verloren, und anstatt sich in diese Thatsache zu finden, versucht es unser Regime, dem Niederstehenden eine künstliche Hauffe zu geben."

"Es ist, wie Sie sagen. Aber gegen wen richtet sich's? Sie sprachen von Regime". Wer ist dies Regime? Mensch oder Ding? Ist es die von alter Zeit her übernommene Maschine, deren Nüderwert tot weiterklappert, oder ist es Der, der an der Maschine steht? Oder endlich ist es eine bestimmte abgegrenzte Vielheit, die die Hand des Mannes an der Maschine zu bestimmen, zu richten trachtet? In allem, was Sie sagen, klingt eine sich auflehrende Stimme. Sind Sie gegen den Adel? Stehen Sie gegen die alten Familien?"

"Junächst: nein. Ich liebe, — hab' auch Ursach' dazu — die alten Familien und möchte beinah' glauben, jeder liebt sie. Die alten Familien sind immer noch populär, auch heute noch. Aber sie verthun und verschütten diese Sympathien, die doch jeder braucht, jeder Mensch und jeder Stand. Unfre alten Familien franken durchgängig an der Vorstellung, daß es ohne sie nicht geht, was aber weit gefehlt ist, denn es geht sicher auch ohne sie: — sie sind nicht mehr die Säule, die das Ganze trägt, sie sind das alte Stein- und Moosdach, das wohl noch lastet und drückt, aber gegen Unwetter nicht mehr schützen kann. Wohl möglich, daß aristokratische Tage mal wiederkehren — vorläufig, wohin wir sehen, stehen wir im Zeichen einer demokratischen Weltanschauung. Eine neue Zeit bricht an. Ich glaube, eine bessere und eine glücklichere. Aber wenn auch nicht eine glücklichere, so doch mindestens eine Zeit mit mehr Sauerstoff in der Luft, eine Zeit, in der wir mehr leben können. Und je freier man atmet, je mehr lebt man. Was aber Waldemar angeht, meiner sind Sie sicher, Fran Gräfin. Bleibt freilich, als Hauptfaktor, noch die Comtesse. Für die müssen Sie die Bürgschaft übernehmen. Die Frauen bestimmen schließlich doch alles."

"So heißt es immer. Und wir sind eitel genug, es zu glauben. Aber das führt uns auf ganz neue Gebiete. Vorläufig ihre Hand zur Befestigung. Und nun erlauben Sie mir, nach diesem unserm revolutionären Diskurs, zu den Hütten friedlicher Menschen zurückzukehren. Ich habe mich bei dem alten Herrn nur auf eine halbe Stunde beurlaubt und rechne darauf, daß Sie mich, wenn nicht bis ins Museum selbst (das dem Programm nach besucht werden sollte), so doch wenigstens bis auf die Schloßrampe begleiten."

**Sum sechzigjährigen Priesterjubiläum des Papstes Leo XIII.**

(Siehe das Verzeich auf „Zeit und Leben".)

Am letzten Tage des Jahres 1897 beging Paph Leo XIII. und mit ihm die katholische Christenheit das Fest der Erinnerung an den Tag, an dem der gegenwärtige Leiter der römischen Kirche vor sechzig Jahren zum Priester geweiht wurde und zum erstenmal durch das Lehen einer Weise die priesterliche Funktion ausübte. Dem jungen Priester durfte man damals schon eine glänzende kirchliche Laufbahn in Aussicht stellen. Wenn er sich die Priester-

weihe etwas später, als es sonst üblich ist, erteilen ließ, hatte das seinen Grund in der gründlichen Weise, in der er sich auf seinen künftigen Beruf vorbereitete. Der am 2. März 1810 in Carpino bei Anagni aus einem alten Adelsgeschlechte geborene Gioachino Pecci wurde von seinem achten Jahre an mit seinem Bruder Joseph im Jesuitenkolleg zu Biterro erzogen und lag später im Kollegium Romanum zu Rom gründlichen Studien ob. Im Jahre 1832 erwarb er sich den theologischen Doktorgrad und trat dann in die academia dei nobili ecclesiastici ein. Er hatte die Aufmerksamkeit des Papstes Gregor XIV. auf sich gelenkt und wurde 1837 zu dessen Hauspalaten ernannt. Als solcher legte er am 31. Dezember des genannten Jahres die Priestergeißel ab und beging nach erhaltener Weihe keine „Primizfeier" durch das erstmalige Celebriren einer Messe.

**Die Hungersteine.**

Roman  
von  
Gertrud Franke-Schiewelken.

(Fortsetzung.)

Hubert ließ sich nicht in seiner Beschäftigung fähren. Ja, wie er manchmal eine kleine Zerstreuung und Zerstreuung in die Arbeit heudelte, sah es beinah' aus, als wolle er sagen: Ich wäre lieber allein.

Aber Karl war mit dem Vorlag gekommen, nichts übel zu nehmen. Es lag ja immer allerlei Zündstoff zwischen ihnen aufgehäuft. Und das letzte Mal war wieder etwas explodiert — durch Karls Schuld, wie dieser sich inzwischen hundertmal gesagt hatte. Was brauchte er wild zu werden, wenn er „eine Verghauens" nicht so bewundernswürdig fand wie er selber? Was brauchte er dem Hubert Dinge zu sagen — er, der sonst alles innerlich verarbeitet — die dem Hubert überraschend kommen mußten, wie ein Guß kalten Wassers?

Dem Menschen, der schon damals in einer Verfassung war, in der keiner ein ruhiges Abwägen und Ueberlegen von ihm verlangen konnte. Der überall absichtlich Kränkungen, Mißachtung, Lieblosigkeit witterte?

Aber bis heute hatte sich Karl noch nicht so weit geholt, den ersten Schritt zu thun. Das drückte ihn jetzt, als er den bloßen Menschen sah, in dieser Unordnung, mit all der Lebenslast, die sich über den düsternen Brauen abgelagert hatte, wie ein Schatten, der nicht wegzutreten war.

Und er antwortete auf die leibende Bemerkung so kauft, als hätte Hubert ihm etwas besonders Freundliches gesagt: „Ja, warum ich heut komme, Hubertus... direkt vom Bahnhof: die Hungersteine sind da."

Hubert, der eifrig in einem Schubfach gekramt hatte, richtete sich auf wie elektrifiziert. „Was?" rief er, „ist schon so weit?"

„Sie sind da. Mit diesen meinen Augen..."

„Wo hast du sie gekauft?"

„Bei Letzchen. Hatte da geschäftlich zu thun. Ein knifflischer Fall... Lokalbeschäftigung... no, das interessiert dich ja nicht weiter..."

„Nein," sagte Hubert. „Er hatte jetzt alles fern und liegen lassen, sich vorgeben auf seinem Stuhl und ließ sein Auge von Karl Bedeckten."

„Na, also alles, wie du gesagt hattest. Um ein paar Stunden totzuschlagen, wie ich meine Sache abfolviert habe, geh' ich runter an die Elbe. Unglaublich! Trostlos einfach! — Wenn man das so sieht, das Wasserchen, und wie sie baggern und machen, damit bloß das schmale Minusal fahrbar bleibt... Und überall die großen, nackten Felsen, die sonst nicht da sind (ich kenne die Gegend wie meine Tauche) — da denkt man: das kann ja nie wieder ein anständiger Fluß werden."

Er verschnaufte und wischte sich die Stirn. Aber Hubert machte ihm ungeduldig ein Zeichen, fortzufahren.

„Na, ein Kerlchen kam mir entgegen, ganz verputzt, die Tabakspfeife im Munde, in einer Kiepe ein frischabgezogenes Flegentell. Ich fragte ihn als Autoathlonen nach all den Marken und Zafresszahlen, die in die Felsen eingemerkelt waren. 1616 die frühsie. Dann wieder 1719 und so weiter. Die letzten in immer kürzeren Zwischenräumen — und — immer niedriger — 1873 die allertiefste."

„Das alte Kerlchen stöhnte und stöhnte zum Götterbarmen. Was für Not undummer und Herzleid in den Gelenken steck, das ginge auf seine Stuhlhaut. Die Weisheit hat auch dran glauben müssen, weil sie das bishen Futter nicht mehr aufstreifen könnten. . . Na, da schämt man sich beinah, daß man so gut angezogen ist, so einem Wurm gegenüber. Mit einem Häufmarktstück mußt' ich mir meine Selbstachtung erst wieder erkaufen.“

„Nachher hab' ich mit meinen Kollegen vom Gericht über die Sache geredet. Sie meinten, dies Jahr kam's noch niedriger als in den ganzen drei Jahrhunderten.“

„Diese Herren waren ebenfalls sehr unzufrieden mit der Dürre. Sie hätten zu viel zu thun, oft bis in die Nacht. Wozu um all die Landstreicher, die Gelegenheitsdiebe, die Bettler hinter Nummer Sicher zu setzen. Keulich ist in der Nähe von Schneberg ein friedliches Ehepaar, das sich ganz gemüthlich mit einem Korb voll Preisfabrik im Walde niedergelassen hatte, von einem Fischen sterl angefallen, tödlich erschreckt und einer gebatenen Gute beraubt worden. Mein Kollege schwor, daß die Gute dem Strolch noch lange im Magen liegen solle. Der gute Mann war außer sich über die Verberbertheit des Volks. Mit Feuer und Schwert vom Erdboden vertilgt! Dies Maßfahrmittel schien ihm das einzig wahre. Ich hab' mir mein Teil gedacht. Aus nacktem, purem Egoismus. Mein Weizen blüht ja, wenn sich recht viel arme Teufel gegen das Getreide vergehen und verteidigt werden müssen. . . Na ja. . .“

„Er lachte kurz und verstimmt auf. Dann sagte er ohne Hebergang: „Johanna hab' ich auch eine Erwähnung nicht gemacht. Wie geht's ihr denn?“

„Er hatte sie nicht wieder aufgesucht, aus Zartgefühl.“

Sie war ihm zuletzt so bedrückt vorgekommen, so bedrückt und gedemüthigt. Sie mochte es ihm nicht eingestehen, daß Hubert sie mehr und mehr vernachlässigte. Huberts Liebe war ihre Rechtfertigung gewesen. Jetzt wagte sie seinem Freunde nicht mehr ins Gesicht zu sehn. Bei seinem letzten Besuch hatte sie nicht geöffnet, obgleich er an des Kindes frohlichem Lachen gemerkt hatte, daß sie zu Hause war. Da hatte er ihr weitere Verlegenheiten erspart und war fortgeblieben.

Hubert nahm Johannas Bild vom Schreibtisch, betrachtete es eine Weile und wickelte es langsam und vorsichtig in Seidenpapier. In seinem Gesicht zitterten und zuckten die Muskeln. Es schien, als bräute er vor innerer Bewegung sein Wort heraus.

„Um Gottes willen, was hast du?“ stammelte Karl tief erschrocken.

Hubert war schon wieder gefoht. „Also weißt du noch nichts?“

„Was soll ich nicht wissen? Ist was passiert?“

„Ja.“

„Mein Gott, Mensch, rede doch! Ist sie krank?“

„Das Kind ist tot.“

Karl war ganz blaß geworden vor Mitleid. Er dachte an die arme Mutter, die nun ganz ausgeraubt. „Mein Gott, woran starb es?“

Hubert zuckte die Achseln. „Der Sommer, die Dürre. . . Vielleicht war die Milch verdorben, obgleich Johanna immer die Vorsicht selber war mit seiner Nahrung. . . Aber so ein zarter Magen. . . Vierzehn Tage hat er sich gequält, der süße kleine sterl. . . hingschwunden. . . zuletzt ausgegangen wie ein Licht. . . Und im Sterbe noch so schön, wie man sich die Engel vorstellt.“

Hubert hatte immer leiser und weicher gesprochen, so, als wär' das gar nicht seine metallreiche, harte Stimme, die diese zärtlichen Laute hervorbrachte.

Dann wurde es ganz still. Dem gutmüthigen Karl sah etwas an der Kehle und drückte und prekte wie ein Krampf. „Seine einzige Freude!“ dachte er und sah Hubert mit verthöhlener Innigkeit an. „Und das arme Weib! Wie grausam ist das nun! Wie hart!“

„Und Johanna?“ fragte er endlich laut.

Hubert riß sich gewaltsam heraus aus seinem schmerzlichen Sinnen. Es war ihm kaum noch etwas anzumerken. Er fuhr fort zu packen. Die Papierhöhe auf dem Schreibtisch wuchsen an.

„Kannst dir's ja ungefähr denken,“ sagte er mit gemachter Trockenheit.

„Ja, freilich, eine Mutter wie die — und nichts weiter auf der Welt —“

„Zuerst hatt' ich Bange um sie. So etwas von Vergewöhnung! Tag und Nacht mußt' ich bei ihr sitzen —“

„Und jetzt?“

„Ist sie ruhiger. Sie behauptet's wenigstens. Aber so oft ich komme —“

Er ächzte wie ein verwundenes Tier und saß sich durch sein dichtes Haar. „Nimmer wieder die alte Geschichte. Sie wählt mit einer wahren Wollust in ihrem Schmerz. Wenn ich fortgehe, bin ich wie geschlagen. . . Und arbeiten? . . . Wie mit Keulen. Sag' ich dir, ist alles in mir totgeschlagen! Jeder Junke Geist, jedes bishen Kraft! Ein Tier kann nicht dämpfter hüngegetieren, wie ich es jetzt gethan habe.“

Er zog ein andres Schufach auf und haßte mit unruhigen Händen in den Papieren herum. Karl sah ihm eine Weile zu. Dann sagte er leise: „Das mußt' man mir bedenken, Hubert. Jede andre, jede legitime Mutter hat Hoffnung auf Ertrag — aber sie. . .“

Hubert sah auf, verwundert, gepackt, nachdenklich, während Karl fortfuhr: „Und dann die Tretmühle, in der sie hinsteht! Den ganzen Tag: Klingling! Und dann für zehn Pennig Federn. Oder 'ne Flasche Tinte. . . Und wenn sie ins Stübchen zurückkommt — die Leere. . . Und sie hat keinen Menschen außer dir,“ fügte er nach einer Weile hinzu, wie bittend, wie überredend.

Hubert war aufgestanden. Er ging hin und her zwischen Koffer und Schreibtisch, packte seine Schreibereien ein und schien ganz hingegenommen von seiner Arbeit.

Seine Schritte, die unablässigen Bewegungen an ihm vorüber, machten Karl nervös. „Wohin gehst du?“ fragte er endlich.

„Nach Berlin.“

„Was willst du denn da?“ fragte Karl erstaunt.

„Er hatte bisher geglaubt, daß sich's nur um eine kurze Erholungsreise handle.“

„Leben! Vorwärts kommen!“ sagte Hubert. „Aber erst mal auf ein paar Tage nach Leipzig. Da hat sich neulich ein guter Kerl von Buchhändler gefunden — ich hatte ihm meinen Roman zugesandt — der behauptet, daß er sich für mein Talent interessiere. Ich hatt' ihn nicht geglaubt. Man wird pessimistisch. Aber es scheint dem Manne heiliger Ernst zu sein. Beweis: Er hat mir gestern tausend Mark Vorschuß geschickt. Meine Wirtin fiel fast in Ohnmacht. Vorgehen hat sie mich noch Lumpy tituliert. Sie weiß, einer, der kein Geld hat, kann nicht klagen. Heut früh war ich schon Herr Doktor, heut mittag gnädiger Herr. Wenn ich noch länger bliebe, schwindelte ich mich vielleicht bis zum Baron' hinauf. Aber ich habe gleich alle Bräden hinter mir abgebrochen. Der Mann in Leipzig sehnt sich nach mir. Er hat Vor schläge. Ich soll ihm alle meine Schmerzenskinder mitbringen. Kurz, es scheint, ich bin entdeckt. Vielleicht kommt auch meine Zeit einmal.“

Diese überraschenden Nachrichten hatte Hubert mit scheinbarer Ruhe erzählt. Nur war er dabei schneller auf und ab gegangen und hatte seine Packerlei vergessen. Die Arme hatte er über der Brust gekreuzt, den Kopf gehoben. Seine Blicke streiften über den Mann und die Armelgelenke hin, die so lange seine „Heimat“ gewesen waren, aber ohne sie zu sehn. Das Blut war ihm in die hageren Wangen getreten. Seine tiefgetrunkenen, dunkeln Augen glühten wie im Fieber.

In Karl hatte währenddessen eine jener stillen Revolutionen stattgefunden, die sich zuweilen in der Seele dieses guten Menschen abspielten. Eine unbeschreibliche Freude verdrängte bald die erste Ueberraschung. Wünsche, Hoffnungen, Zweifel, Furcht tauchten dann auf. Dies alles bildete zuletzt ein Chaos, in dem er sich selber nicht zurecht fand.

„Nach Leipzig,“ sagte er endlich, „und dann nach Berlin. Und wie lange denkst du in Berlin —?“

„Was weiß ich!“ rief Hubert. „Ich bin ein Nomade, ein Zigeuner, ein Bohémien! Ich brauche Bewegung! Freiheit! Frische Luft! Eine neue Welt!“

„Mein Gott,“ murmelte Karl und sein Gesicht verfinsterte sich, „das hört sich ja an. . . nein. . . ich versteh' dich wohl falsch. . . du kommst doch hierher zurück? Du bist ja doch. . .“

„Er kam nicht zu Ende. Hubert war vor ihm

stehn geblieben mit einem so fanatisch glänzenden Blick, daß er betroffen die Lippen schloß.

„Ich weiß, was du sagen willst,“ rief Hubert gemächlich beherrschend, „du bist gebunden, meinst du, moralisch gefesselt, geknebelt. . . du bist nicht frei. Du darfst nicht frei sein, wenn du nicht eine Schuld auf dich laden willst. . . Was, Karl Webedind, das sind deine Gedanken?“

„Er sah ihn so zwingend an, daß Karl die gesenkten Augen hob und seinem flammenden Blick begegnete.“

„Ja,“ sagte Karl voll Festigkeit. „Du kennst mich ja. Deine plötzliche Abreise — wir wollen einmal ganz offen sein — hat verzweifelte Neugierigkeit mit einer Furcht. Ja, einer Furcht vor deiner dringenden Pflicht.“

„Und Karl Webedind sah so ruhig und unerbittlich drein wie diese Pflicht selber. In seinem gutmüthigen Gesicht, das manchmal durch seine schlaueste Einfalt fast etwas Stenisches hatte, leuchtete ein heiliger Ernst.“

Dieser Mensch, der nichts war und nichts sein wollte, als einfach „gut“, wich und wankte um keine Linie breit von seiner Forderung. Das aber gerade reizte Huberts Verlangen, den oft Bekehrten wieder zu bekehren.

„Und wenn ich dir recht gäbe?“

„Du giebst es also zu?“ fragte Karl. „Du brädest es übers Herz, das arme Weib so ausgeplündert, so vernichtet sitzen zu lassen?“

„Und wenn ich hier bliebe? Meine Ketten fester schürte? So fest, bis sie mich erwürgt haben?“ fragte Hubert mit unterdrückter Glut. „Du weißt ja nicht, wie sie mich getnebelt, geneigt, am Boden niedergehalten, das Beste in mir zerstört haben!“

„Das Beste in dir! Du spielst auf den Dichtern an! Seit Goethe und Friederike Brion glaubt ja jeder Ritter vom Begalus sich ungestraft am Weibe verübhigen zu dürfen. . .“

Hubert blieb am Schreibtisch sehn, fügte die Hand darauf und sah dem Tiefverfinnerten mit lesem Lächeln in die Augen.

„Das glaubst du ja selbst nicht, Kindlein —“

„Dummes Zeug! Was die Scherz? Ich bin nicht dein Kindlein!“

„Oder glaubst du etwa, ich wär' so ein elender Ged, dem jedes Mädchen. . .? Ach was! Wozu, damit er „dichten“ kann, in Stimmung kommt?“

Karl brumnte etwas Unverhöhnliches vor sich hin.

„Nein!“ rief Hubert kraftvoll und entschlossen, „für mich kommt's erst mal darauf an, zu zeigen, daß ich ein ganzer Kerl bin! Einfach als Mensch. Als Mann. Danach auch als Künstler. Ja, gewiß. Und vor allem. Aber zunächst —“

„Er machte wieder einen schnellen Gang durchs Zimmer.“

„Man will das ja nicht auf sich sitzen lassen. Damals, als ich unstatte, die sichere Verforgung als Erzieher der Jugend aufgab — Herrgott! Das Geträtsch! Die häßlichen Prophezeiungen: der verlump, der geht vor die Hunde! Bis heut, Karl Webedind, sah's an Gude aus, als hätten sie recht gehabt, die flugen Leuten! Es wird bald Zeit, daß ich ihnen das Gegentheil beweise.“

„Er hatte sich warm gesprochen, trat jetzt an Karl heran und legte ihm mit herzlichem Druck die Hand auf die Schulter.“

„Ich muß empor, Karl! Aus Selbstachtung! Ich sage dir's, dir allein: Ich war ausgetrocknet wie der Fluß da dranken. Ich muß neue Quellen suchen, wenn ich nicht vergehen will! Das ist meine höchste Pflicht. Wenn nun ich, wenn ich mich vernichten lasse von dieser Misere, die mich schon bis an den Rand der Verlamptheit gebracht hat? — Sich selber zur höchsten Vollkommenheit zu bringen, das kann doch nur der Sinn dieses Lebens, die Aufgabe jedes einzelnen sein. Und wo liegen meine besten Kräfte? . . . In meinem Talent! Ergo. . .? Ich glaube, ich bin dotirirt worden. Nicht wahr? Ich — ärgere dich. Du siehst aus, als wollest du mich fressen. Und ich hab' doch nur beinetwegen. . . Mit mir selber bin ich ja längst im reinen —“

Karl suchte mit einer unwilligen Bewegung Huberts Hand von seiner Schulter abzuschütteln.

„Wahrhaftig!“ brumnte er Ingrimmig, „er hat recht, der Kerl, der den Egoismus als die höchste

### Zum neuen Jahr.

Gott, jetzt hat es müßig geschlagen,  
Und das neue Jahr beginnt,  
Laßt uns ihm willkommen sagen,  
Die wir froh beifammen sind!

Den gefüllten Kelch erhebe  
Jeder in der heitern Schar:  
Alles, was wir lieben, lebe,  
Lieb' auch uns im neuen Jahr!

1866. Trojan.



Christnachtung von R. Welt.

Weisheit predigt. Nicht bloß unsre Vernunft, auch unser Gewissen unterwirft sich unserm stärksten Triebe, dem Ehrgeiz in uns! Ich hätte es nicht geglaubt. An liebem Freunde muß ich's erleben!"

Er sah finster und gemüth vor sich hin, als suchte er die Last, die Hubert ihm auf die Seele gepackt, von sich abzumähen. Ein paarmal hatte er mit der Achseln geknickt, als könne er sich dadurch der Macht von Huberts Dialektik entziehen. Dieser aber, als wolle er ihn nicht freigeben, legte auch noch seine Linse fest auf Karls runde Schulter.

„Du guter Mensch,“ sagte er leise und weich, „ich verzieh' ja alles... deinen Born auf mich, dein Mitgefühl für Johanna —“

„Was das!“ rief Karl heftig und versuchte aufzustehn. „Wie wär' das alles anders gekommen,“ fuhr Hubert trotzdem fort, „wenn sie damals dich statt meiner —“

Dies sprach Karl auf. Sein gutes Gesicht glühte. Born und Bewegung kämpften wunderbar in seinen Zügen. „Das ist nun nicht... das hilft jetzt nichts,“ sagte er mit knappen Atem. „Du hast sie nun mal hineingerissen in dein Schicksal. Du wirst sie nicht am Wege liegen und unkommen lassen wie einen räudigen Hund...“

Er griff mit beiden Händen nach Huberts hageren Fingern.

„Es ist ja nicht möglich!“ rief er, wie um sich selber etwas Tröstliches zu sagen, „daß du jemals vergessen könntest... nein, nein —“

Er ließ Huberts Hände los und lief ein paarmal in engen Zimmern auf und nieder. „Es ist ja natürlich,“ murmelte er dabei, „du willst heraus, schick dich nach Arbeit, nach Erfolg...“

„Ja,“ sagte Hubert. „Nichts mehr von Liebe. Die hat mir schon zu viel gekostet von meinem Leben. Jetzt kommt die Arbeit. Nur die Arbeit.“

„Aber später, wenn du's zu was gebracht hast, wenn's dir gut geht...“ und Karls blaue Augen — er hatte Kinderaugen, der Mann — besteuerten sich sprechend auf Huberts ernstes Gesicht.

„Ich bin ein Mensch, der auf einem Messerrücken balanciert,“ antwortete der. „Lauter Fragezeichen, wohn ich blide. Vor mir. Hinter mir. Woß eins deutlich. Ein Weg. Unfehlbar. Und den gehe ich. Vielleicht führt er irre. Dann brech' ich mir den Hals. Dann ist's noch so. Du weinst mit eine Thräne nach...“

Er starrte mit visionärem Blick ins Leere. „Der ich komme ans Ziel... ein dunkles, unbekanntes. Ich werde was. Dann denke: er hat recht gehabt. In seinem dunkeln Orange — das ist ein wunderbares Wort. Ich thue, was ich nicht lassen kann. Nicht bloß um Ruhm. Auch Johanna's wegen. Wie einen räudigen Hund, sagst du?“

Karl Bedefind, schämst du dich nicht? Die Mutter meines Kindes, das treue, opfervolle Weib, — vergessen? Immer wird sie mir teuer sein. Daß ich für sie Sorge, mit ihr theile, daß ich doch ganz einfach... Darüber braucht man nicht erst...“

Er machte eine Pause. Dann in ganz verändertem Ton: „Na, adieu, Karl Bedefind! Leb wohl, alter Mensch... leb...“

Er wandte sich nach einem kurzen, kernigen Händedruck schnell ab, trat ans Fenster und trommelte kräftig gegen die Scheiben.

Karl Bedefind ging still hinaus.

Am Abend, als alles gepackt, alles Geschäftliche besorgt war, eine Karte p. p. e. in die Villa Bergbauer geschickt und alle Fäden gelodert waren, so daß Hubert mit einem Willensakt sich von Glesfrenz lösen konnte — blieb ihm noch der schwerste Gang zu thun: der Abschied von Johanna.

Es war sieben Uhr und noch ganz hell, als er sich auf den Weg machte. Die Luft in den Straßen war, nachdem den Tag über Menschen und Tiere die verbräunt und mit ihren Ausdünstungen verborben hatten, zum Ersticken schwer, schwül, giftig. Hubert, der die ungenohnte körperliche Anstrengung in allen Gliedern fühlte, schleppte sich mühsam vorwärts. Er hatte die letzten Nächte nicht geschlafen vor Erregung. Die übermäßig angespannte Nerven- und Willenskraft begann zu versagen. Wie werd' ich's ertragen? dachte er mit leisem Grauen vor dem, was ihm bevorstand. Aber das half nichts. Das mußte noch sein. Dann war er frei.

Er ging durch den kleinen Laden, der leer war, ins Zimmer. Als er die Thür aufstieß, kam Johanna ihm entgegen. Kaltlos. In Thränen aufgelöst.

Sie war sehr verändert. Das schwarze Kleid machte sie noch magrer, verklärter, ließ ihr Gesicht grau und sah erdigen. Dazu die geröteten Augen.

Ein Ausdruck des Verfalls lag über ihr. Sonst war sie immer peinlich sauber und nett in ihrem Neuzen gewesen, das schlichte Blondhaar so glatt gestrichen, kein Fehel und Tadel an der ganzen Erscheinung. Es ging ihm gegen den stark entwickelten Schönheits- und Ordnungssinn, sie so zu sehn. Aber das Mitleid überwoog. Warm und gut wie in den ersten Zeiten drückte er sie an seine Brust.

„Also ist's wirklich — wirklich ernst?“ schluchzte sie laut. „Du kommst von mir gehn, Hubert?“

„Ich muß, Johanna. Sei ruhig. Mach mir's nicht schwer!“

„Mich verlassen — und ich habe niemand — niemand!“

Er führte sie schweigend an ihren Sofaplatz und setzte sich neben sie in die behagliche Ecke. So saßen sie zum letztenmal beisammen und küßten, wie ihr Leben verknüpft war durch tausend Erinnerungen, frohe und traurige, ja durch das feste Band, das Menschen binden kann: Altersglück, Altersschmerz.

Neben dem Sofa, in der Fensterede, stand das Kindersüßchen mit dem kleinen Stuhl davor. Das Lieblingsviolen des Kleinen war sorgsam ausgebreitet und der ganze Winkel über und über mit Blumen geschmückt. Rosen und wieder Rosen, und Nelken und Veilchen, auch schon die ersten Herbstblumen, große, einfache Georginen und zierliche Astern.

Dafür lebte Johanna. Den Winkel und das kleine Grab draußen zu schmücken, darum stand sie auf, darum erlief sie den übrigen Tag und die langen, schlaflosen Nächte.

Hubert konnte nicht atmen in dem Dufte, der ihm die Brust bedrückte. Neben ihm sah das junge Weib, steif und mühsam gefast. Und er ertrug, um sie nicht zu kränken, diese betäubende Luft, ohne ein Wort darüber zu äußern. Sie hatte seine Hand ergriffen und hielt sie fest. Nur heut noch. Morgen war er weit fort.

Sie sprachen allerlei trodene, geschäftliche Dinge. Sie hatte wie eine gute Hausfrau immer für seine Wünsche gesorgt und seine Garben im Hande gehalten. Nun fragte sie mit halbem Interesse, wie er dies und jenes gepackt habe, und ob auch der neue Rock glatt in den Koffer gekommen sei. Er antwortete ihr freundlich. Aber dabei ging seine Seele ihren eignen Weg.

Immer das Kind! Sein Fehel! Ihm war's, als hörte er noch sein Kallen, sein herziges Lachen, den unsicher tappenden Schritt der kleinen Füße auf der Diele.

Er suchte sich zu beherrschen. Keine Sentimentalität! Diese Phäse war vorüber, eine neue kam. Das Menschenleben besteht aus solchen Phasen. Wenn die innere Wandlung sich vollzogen hat, Alles abgethan ist, Neues hervor will — wär's naturwidrig, das Heberlechte festhalten zu wollen.

Er dachte an das Wort Bergbauers: „Sicht schaffen, Luft machen!“ Der Mann hätte ihm recht gegeben.

Aber allmählich schien es ihm doch wohlthuend und friedlich wie nichts auf der Welt, hier zu sitzen mit der Frau, die ihn liebte. Nur heute noch — und wann käme wieder eine solche Stunde?

Johanna war weich und voll verhaltener Färslichkeit. Sie hielt jeden Augenblick gleichsam fest mit ihrer Seele, sog seine Zärtlichkeit heraus, lebte dies letzte Glück so intensiv, als solle es sie für all die armen Jahre entschädigen, die vor ihr lagen.

Es schlug acht, und sie stand auf, um den Laden zu schließen. Als sie zurückkam, sah er noch sinnend in seiner Ecke.

„Wie ist denn das, Johanna? Sonst ging das immer wie in einem Taubenschlag. Heut ist in der ganzen Stunde kein einziger dagewesen.“

Johanna blieb ganz gleichgültig. „Es geht jetzt nicht besonders, das Geschäft,“ sagte sie ruhig und setzte sich wieder zu ihm.

„Wie kommt das?“ fragte Hubert.

Sie hob mit einer müden Gebärde die Schultern. „Gott! Die Menschen! Wenn sie einem was ablaufen, soll man ihnen womöglich die Hände

fassen. Und immer ein freundliches Gesicht. Und immer ein bißchen schwagen. Und das...“

Er begriff, daß sie das nicht gekannt habe. „Ja, aber liebes Kind,“ sagte er gütig, „du lebst doch davon.“

„Mein Gott,“ murmelte sie, düster vor sich hinstarrend, „ich hab' ja das Menschenmögliche gethan. Ich hab' hinterm Ladentisch geputzt und Diariums und Schreibpapier und Federhalter verkauft. Und hatte kaum meine fünf Sinne beisammen... Aber es muß ihnen wohl nicht gepaßt haben, mein Gesicht... Und dann war vielleicht noch etwas andres —“

Sie überlegte eine Weile.

„Es muß auch wohl geredet worden sein,“ sagte sie dann mit einem bitteren Lächeln, als das Kind farb. „Vorher hat ja kaum einer gemeint, daß es auf der Welt war. Die Mädchen aus der Töchterchule, die meine besten Stunden waren... Na, das ist ja aber ganz egal,“ schloß sie mit der müden Gleichgültigkeit, die sie für ihr eigenes Schicksal hatte. „Was kommt's denn auf mich an!“

„Johanna!“ rief er eindringlich, „sprich nicht so!“

„Nein, heut nicht! Heut wollen wir von deiner Zukunft reden,“ sagte sie mit einem selbstvergessenen Lächeln.

Der Abend sank immer tiefer herab während ihres friedvollen, innigen Gesprächs. Welche Fülle von Liebe in diesem schlichten Gespräch, welche feine, intuitive Verständniß für seine Natur, seine Bedürfnisse! Sie hatte sich ganz hineingegeben in ihn, war mit tausend Sorgen mit seinem Wesen verwachsen. Es half ihm nichts, daß er sich jahrelang von ihr loszulösen versucht hatte.

Es wurde grau und schattenhaft in dem kleinen Zimmer. Dann drang allmählich ein breiter gelber Strahl von draußen herein und erhellte an der hinteren Wand ein paar Möbel und Bilder. Aber Johanna's Gesicht blieb in einem geheimnisvoll reizenden Hellbuntel. Es war so weich und schmal und jung. Nur ihre Augen schimmerten groß, dunkel, feucht.

Sie war ihm ganz fremd und neu und seltsam anziehend. Dazu ihre weiche, wohlbesannene, von Färslichkeit überquellende Stimme.

Und die Rosendüste, die aus dem Spielwinkel neben dem Sofa betäubend herandrang!

Er sah sein Kind vor sich, das verlangend die Arme ausstreckte und um einen Blick, ein Wort vergeblich bettelte. Und dann dachte er an Johanna's stille Daal, wenn er es um ein kleines Vergeben hart gekrafft hatte. Brennende Neure, peinigende Selbstwürde durchdrückerten ihn und nagten und gruben in seiner Brust.

Er fühlte nichts als eine große Sehnsucht, den Schatz von Liebe, um den er sein Kind betrogen, in vollen Fluten auszusüßern.

Aber sein Kind war tot!

Tot! Das packte ihn wie Entsetzen. Und da sah das arme herabste Weib, das er morgen verlassen wollte!

Ihm schauerte vor der großen Einsamkeit, der er entgegenging. Die ganze trauische Süße ihres Zusammenlebens überkam ihn. Die alte Liebe mit all ihrem wohnigen Zauber stahl sich in die Abschiedsstunde und band die beiden Menschen von neuem aneinander.

(Fortsetzung folgt.)

's Kammerl.

(Liebesheftchen)

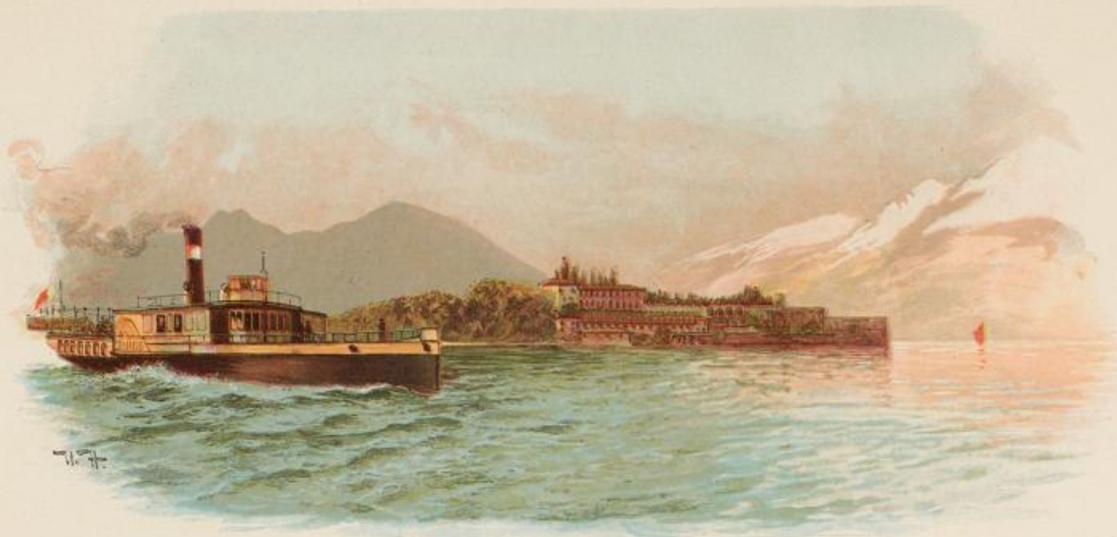
Kammerl, a schmal's,  
Und ob'n hößt ma' sib an,  
Und a Trich' steht dein  
Und a Truba' snapp' dein.

In der Mauer ganz hint'  
hängen Keibel und Nod',  
Im Fenster san' Blumman,  
Nü' mehr wie zwoa' Stod'.

Und a Bett is noch s'chö'n  
Und a Spiegel, a Hoars,  
Denn das Kammerl, das g'hört  
halt ob'n grad ner für oans.

So armel' als 's is,  
Ich bring's nit ans mein' Sinn,  
Denn a Himmerl is 's doh,  
's schlaf' a Engerl ja drin.

J. G. Seimbregger.



Isola Brada.

Weihnachten am Gardasee.

von

Johannes Richard zur Megede.

Mit Abbildungen nach Ansichten von Wilhelm Hoffmann.

II.

Die Westküste.

Es war um die Jahreswende, als wir wieder in See fuhren. Eine Woche schon hatte uns die milde Sonne gelächelt. So um die Mittagszeit sich schlüferig auf grünem Gang an der Gattullotta hinzustrecken und in den leuchtend blauen See zu blicken, der mit sanfter Welle den lichtausflößenden Fels löst — viel Schöneres giebt's nicht! Die Halbinsel Sirmione ist ein Paradies für Trübsner. Und aber gefühlet es bei der langen Sieba nach einem milden, mognenden Garda, nach dem Reeresbrauten, das schon Virgil in den Georgica malt. Heute ward uns auch das. Als das schwere Ruderboot vom knirschenden Uferlande abhieh, beugte eine Po das riesige, braune Schiffs, das die flache Nacht hier umhäumt. Die Seewelle lächelte nicht mehr im flimmernden, warmen Mau. Es war der harte, kalte Stahlglanz, der über den breiten Wogen bligte. Auch die Sonne wärmte nicht. Purpur, mit hochendem Glanze hing sie über der lombardischen Ebene; herbstlich, kühl dehnte sich die. Der Wind schmeite weit. Scharf hob sich die zackige Steilwand der Westküste mit weißen Schneegipfeln dagegen. Teuf drüben, wo das Gebirge grau und rüsig in den See zu stürzen schien, sollte das goldene Schwedenland liegen! Eine schäumende Woge schloeberte den Kahn fast an das Fallreep des

Dampfers. Aber die Gardaböfere sind keine schlechten Seelente, und wir kamen unbeschädigt an Land. Das Schiff dampfte weiter. Ueberall schwarze Wogen, weiße, zerschwebende Schaumläume! Der Dampfer zerschmitt mit schwarzem Kiel die Wasser, wo ihn aber die Seen von der Seite packten, rissen sie ihn empor, ließen ihn fallen, von Wellenberg zu Wellenthal in wildem Spiel — tosend, schäumend wie das Meer. Die Ebene begann sich in sanfter Hügelwelle zu heben mit großen reichen Dörfern am Hang, grünen Gärten darüber. Dann sprang der schwarzgebogene Doppelfels des Kap Manerba hervor, die Gichtwelle der Brandung peitschte den Strand. Man konnte weithin den weißen Streif sehen bis zum letzten gestrichelten Felsen bei San Felice. Der kleinen Landzunge gegenüber, durch einen schmalen, tiefen See-Arm getrennt, lag jetzt deutlich sichtbar die langgestreckte Isola Vecchi auf, ein Felseländ,

grüncäumt, mit breiten, alten Pinien und düßern, hohen Cypressen, zwischen denen Schloß und Terrassengärten hervorhoben.

Hier wurden wir aufgebootet. Der Maler brachte seinen Farbenkasten und seinen wasserdrühten Wettermantel ans rettende Ufer, das auch der literarische Chef in läßnem Sprung erreichte. Der schwarzloseige Freund schredte nervös zusammen, als das Post heilig schwanke — und ich fiel hinein. Niemand pflegt Selbstrettungs im Garda zu loben. Ich ward dem See fast gram, weil solchem Dad gemeinhin der norddeutsche Schumpfen und das Hohngelächter zu folgen pflegt. Der Schumpfen kam nicht...

Die Isola Vecchi hat ihre Geschichte. Der heilige Franz von Assisi errichtete hier ein Kloster — auf den Trümmern desselben steht jetzt das Schloß der herzoglichen Familie Ferrari. Und auch nicht zu finkterer Mönchsbrühe

schönt das paradiesische Eiland geschaffen, weit mehr zu einer türkisichen Einsiedelei. Ein immergrüner Miniaturpark ist das Ganze, mit verschlungenen Niedwegen zwischen seltenen Bäumen fremder Länder, mit duftenden Fenchel- und Blumenterrassen, auf der die Produkte Siziliens reifen, mit einem Türkenischloß auf zinnenbewehrter Terrasse, ein bizarrer Bau, halb föhliche Ruine, halb englisches Landhaus. Und während die Welle gegen den Fels brandete und die Pinien rauschten, schien eine warme Venjonne hier auf grünen Mosen, auf blühendes Gebüsch, durch das ein schlüßernder Fluß spazierte, und auf goldene Ertrungen, die aber gar kein Gefühze nach Sulorenpunsch weiten. Und wenn man auf schmaler Felsstreppe wenige Fuß höher steigt, so grünen blühende Schneehöhen herüber,



Sala

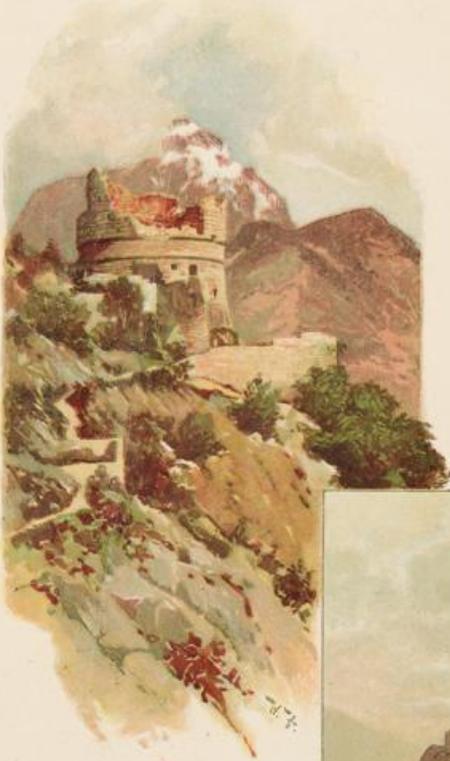
darunter hochstimmende Eichenwälder, Weinberge — eine im Sommer frohede und auch jetzt im Winter noch fastgrüne Vegetation. Da streckt sich zum Greten nahe die malerisch zerfetzte Küste mit einer kaum unterbrochenen, weißen Häuserreihe den ganzen Strand entlang — von Salò, Gardone, Fasano bis Maderno, Toscolano, Gargnano; das sind die Gärten der Schweizer, die üppigen Rivieren des Gardasees mit den wärmten Eichen Überitaliens in windgeschützter kleiner Bucht, durch vorstpringende grüne Landzungen verdeckt und verbunden zugleich.

Der wogende Garda wollte es nicht, daß sein schönes Wergewand und in beschülter Kühle erscheine, wie er uns Sirmione zum Abschied heute gezeigt hatte. Am Mittag strahlte wieder südländische Sonne über den glitzernden, warmblauen Wassern. Die Bogen waren zu anmutiger Welle zusammengeschrenkelt. Der blaue Kieck, der am Frühmorgen unter Dampfboot empödet Boge auf, Boge ab geschleudert hatte, wußte nichts mehr von seinem Geseil. Als wir nachmittags nach der Bucht von Salò ruderten, röhnten wir ein wenig über die Wärme. Salò ist Stadt, italienisch; wunderbar malerisch mit den Eichen, Büschen, Pallonen — mit dem Schmutz, den Farben, der Wärme des Südens steigt es direkt aus dem See. Auf der Piazza wieder der schwäpente italienische Müßiggang, die hübschen, matten Käsegesichter, die verkrümpelte, leuchtende Jugend, die gelben, mürbischen, fröhlichen Frauen.

Wir wollten Salò rasch absolvieren. Aber wie dem Maler bekommen, der gegen seine Gewohnheit in verfallene Höfe und alte Portale froh und stets mit beglückter Mißfender Beile zurückkehrte: „Sehen Sie, der marische Dachbogen sieht lamos dem! ... Das gelbe Aspinth von dem alten Weibe ist kein in der Farbe!“ Endlich lenkten wir ihn schließlich nach einer verräucherten Trattoria, wo italienische Arbeiter, malerisch gekloppt, sich am Kieckelstein wärmten, und schämten keinen Cappeluccianis mit dem roten Rivierwägen. Noch ein neugieriger Blick auf den wenig komfortablen Dampftramway, der schlafend sich zur Bergfahrt rüstete, um bis Termi in empochimmend und dann thalwärts dem Fuße der Alpen zutreibend Preesia zu erreichen, die Stadt der Krummen und der Waffen, nach Mailand das reichste Industriezentrum in der lombard. Dann schritten wir zum düstern Stadthore hinaus.



Bühnenact.



Bath in Riva.

Eine aufgeschüttete Promenade führt von hier bis nach Fasano, dem Ziel unrer Tagesstour. Ein schöner Weg mit Durchblicken auf den See, die Insel, den Monte Baldo-Bundel drüben. Stazione climatica — Klimatischer Kurort — verstanden italienisch und deutsch die Weg-



Kontungshöhe in Riva.

weiser. Aber wie alles mit Bitterkeit gemengt ist auf dieser Erde, so ist auch dieser wunderdühne Fied, sonnig, windstill, am Cüwenhang — ein Fied des Leidens. Deutschland schickt seine Kelnvaleszenten, seine Kranken, seine Sterbenden gern an diese Riviera — zur Genesung die einen, zum Langsameren Tod die andern. Auf dieser Kurpromenade sieht man um Mittag stets die Kranken mit der heftigen Röte und den glänzenden Augen, dieser trägerischen Gesundheit, die der schleibende Gang und der kurze Duten so sehr Lagen strafen. Und die der Fuß nicht mehr trägt, die liegen auf Krankenstühlen im Garten des großen Gardonohotels. Ein köstliches Stüd Vegetation bietet dieser schmale Meerstreifen vor dem palastartigen Bau. Der höchste Schoß der Palme, die diesen Riesensätter mannshoher Agaven, Jodern, seltenes Gesträuch jähern auf dieser Seeterrasse einen ewigen Frühling hervor. Die Sonne scheint so warm, die Seewelle glipert so freundlich, die dem Tode Geweihten saugen gierig neue Lebenskraft aus der reinen, balsamischen Luft. Das langsame Sterben in dieser Natur hat etwas Genussiges. Und etwas davon teilt sich auch dem engstirnigen Gardone selbst mit. Ein Ort, der größtenteils vom Leiden und vom Sterben Fremder lebt, hat für mich eine kalte Sonne — auch im Süden.

Dech wer eine Neujährreise thut, verbittert sich den Entwehungen mit trüber Stimmung. Traum liehen wir Gardone hinter uns und schlugen uns gen Fasano, kaum einen Büchleinlauf davon. Dort sollte laut Reichshandbuch, Albergos Gigola der Engenden viele und der Fehler nur wenige haben. Vier Tage liehen wir es uns hier wohl sein. Ein peinlich lauberes, gemüthliches Haus, eine sonnige Terrasse, kein Kranken, keine Kellner — eine blonde Malleserin, die als Wirtstüchterlein die Honeurs machte. „Mit det Eisen geht et — aber ein wahrer Gied vor de Arbeit!“ jagte nachdenklich im reinen



Blick von Riva, von der Promenade aus.

Verfälscht der Maler. Das Gefühl hatten wir alle bei Ogio. Man genießt, und man genießt billig — das ist keine schlechte Medizin für Kranke wie für Gesunde. Nur Epochenreier genügte uns der rote Traub aus den Hesperidengärten nicht. Was nochbedeutend ist, verlangt zu solchen Reife schweres Männergetränk. An dem labten wir uns auch lautvergnügt, wie es denn überhaupt nach überausendem Schneesturm auf dieser Reise nur etwel Vergnügen und viele leere Klischee gab. Wegen Nitternächte traten wir auf die Terrasse. Es wehte kühl, eilig. Die Sterne stimmten auf der leichtbewegten Silberflut. Kaum hörbar schlug die Brandungswelle auf den Strand. Vor uns hob sich dümmeligen die Nola aus dem See. Sie lag so stumm, so einsam mit ihren schwarzen Cypressen auf grauem Fels — kein lächelndes Geland mehr, eine Toteninsel... Als die Turmuhr in Riva zum Schluß anhub, jastte plötzlich aus der starren Fels eine Lichtglocke empor, hoch aufstrebend, in Verabfolgung gerollend. Das Schloss Ferreri grüßte das neue Jahr. Dann begannen die Glocken der Ortschaften am Strande entlang zu läuten, in schwerwichtigen Melodien. Es war eine schöne Festmusik, bei der uns die Sterne des neuen Jahres verheißungsvoller zu glitzern, der See geheimnisvoller zu blinken schien. Prost Neujahr! Die alten guten Wünsche nach alter guter Sitte — wir kehrten ins warme Zimmer zurück. Und wenn der italienische Doktor aus Torbole um ein Uhr wieder seinen Tante deklamiert hätte — er hätte feurig-schweigende Hörer gehabt, die sich dessen niemals erinnert hätten. Als wir drei Tage später von Maderno abdampften und hinter der Landung von Riva und Gardone entfrachten, überkam es uns fast wie Heimweh.

Bis nach Gargnano beharrt sich die Riviera. Oliven, Limonen... ein köstlicher Garten das Ganze.

der die reichen Dörfer mit immergrünen Kranz umhüllt. Darüber leuchten die Schneegipfel, und wucherndes Gehirp steigt hoch auf den Fels. Bis fast an die Grundmauern vornehmer Villen spült der blaue See. — Das Uferland wird schmaler, hebt sich steiler, die Riviera verschwindet, helles Gebirge stürzt hart in die Flut. Wieder beginnt der volle Hochgebirgsanbau, der starre, graue Fels herrscht. Und fast scheint's eine Fata Morgana, wenn von der Höhe zuweilen ein Kirchlein, ein weißes Haus herabsieht, wenn unerwartet die Felsriegel sich öffnen, eine kleine, kleine Stadt sich aufbaut mit grünen Limonengärten und fremdlichen Dörfer. Dann hält der Dampfer wieder direkt vor fast abfallenden Gebirge, ein kaum sichtbarer Fels, für Schwundelreie ein Gemisch, kriecht am nackten Gestein empor, und vom einzigen Grat schaut Tremoline herab. Auf der Höhe liegen viele wohlhabende Dörfer — hoch der Gardafahrer ahnt sie kaum.

Immer näher schieben sich die Alpenketten hinter uns drüben zusammen und pressen die blaue Flut in ihre Felsarme. Limone! — Es ist die letzte Dampfstation vor Riva, dem Ausgangspunkt der Fahrt. — Wie steigen aus. Als pflichtbewusste Touristen wollen wir bei unserer Rundtour um den See umgeben einen Schritt zurückgehen. Noch fehlt unterm Meer die Promenade — das letzte Juwel des wechselvollen Landschaftsbildes. Dies zu erreichen, dürrt uns reizvoller im Nachen,



In der Promenade bei Gardone Riviera.

Die italienischen Bootleute legen sich scharf in die Riemen: das Boot gleitet aus der Nacht. Die schmalen Terrassen mit den immer höher steigenden Limonemauern, unter deren Schutze die empfindliche Zitrone noch unter so hohen Breiten gedeiht, verschwinden. Hart am Ufer geht die Fahrt, grünlich schimmert der Fels unter dem klaren Wasser. Die Sonne lacht, im entzündenden Farbenpiel flimmert's ringsum. Eine Stunde Fahrt — wir hören ferne, dumpfes Losen. „Der Ponalfall,“ erklärt einer der Ruderer. Wenige Riemenschläge — eine breite, himmelhohe Felsenklucht thut sich auf. Aus der Höhe stürzt ein schäumender Bach — milchweißer Wasserfall schimmert in bedächtigender Mann. Auf ge-

wundenem Saumpfad müssen wir die halbe Höhe erreichen. Wir schwindeln. Je höher wir steigen, um so wilder, dumpfer grollen die Wasser aus der Tiefe. Viele Jahrtausende mag der Gießbach gebraucht haben, ehe er sich zwischen den Felsmanern diese Schlucht von Ledro bis zum Ponalfall grub. Ähstler Dampf wogt herauf. Das Gestein unter unseren Füßen scheint zu zittern bei dem Wasserzug. Ein Electricitätsnetz ist hier in den Fels geprenzt, und die Gewalt des Sturzes schafft Riva elektrisches Licht. Aber weit wilder, majestätischer mag die Mann vor Zeiten gewesen sein, als noch kein elektrischer Funke ihr die Wasserkraft hahl und nichts als ein schaukelnder Steg die Sam-

phade haben und drüben verband. Jetzt ist's eine feste Holzbrücke, zwischen die Felsen geklemmt. — Wir kommen auf die Ponaltraße. Von Ledro, tief in den Bergen, bis nach Riva ist sie geprenzt, vom See nur sichtbar als geschwungene Linie in mäßiger Höhe. Wir oben wissen besser, wie schwindelnd tief und steil sie zum blauen Garda hinabfällt, und wie drohend, riefig sich über ihr wieder das Gebirge hebt. Gewunden, in Galerien, Tunneln führt sie bis zum Garda in ganz allmählicher Senkung hinab. Mich erummet die von Maultier- und Gletscherwecken stark belebte Felsstraße mit ihren köstlichen Ausblicken in die blaue, schwebelnde Tiefe und dem Schneehaupt des Monte



Garzmann.

Pulbo gegenüber an die weit berühmtere zwischen Victri und Analfi am Golf von Salerno. Aber selbst da habe ich den Kontrast zwischen harter, ungebändigter Felsenatur in der Höhe und löcheliger Mann in der Tiefe nicht so stark gefühlt, als an jenem Januarabendmittag auf der Ponaltraße.

Als wir in Riva ankamen, lag die reizende Stadt schon ganz im Schatten. Licht spendet überhaupt hier die Winter Sonne warm, aber kurz. Schon vor zwei Uhr nachmittags beginnt's trümmertlich über der Nacht zu dämmern. Der Monte Cimella, der hart über Riva 1400 Meter in einer einzigen Steilwand aufsteigt, schenkt es zurück. Rivas Glanzzeit ist Frühjahr und Herbst. Da leuchtet die Nacht,

und köstliche Lichtreflexe haken über die Bergflöße haben und denken. Uns mutete es bei der sinkenden Sonne fast schwermütig an. Riva, das in der blutigen Geschichte des Mittelalters eine führende Rolle spielte, bewahrt noch in manchem Bauwerk die Erinnerung. Ueber der Stadt selbst thront als Ruine noch ein Staligerfahel, ein feiner Turm am Hafeneingang gemahnt an Streitsigkeiten mit dem Fürstbischhof von Trient. Die alte Stadtburg selbst, die Rocca, ist jetzt eine Kaserne der Tiroler Kaiserjäger. Wie die herrliche Citadelle über Reco im spanischen Erbfolgekrieg dem Bandalismus des Markshalls Vendôme zum Opfer fiel, so verachtete sich auch die gallische Rade zu Riva in finsterner Zeitörung an dem Fels . . .

Es war Nacht, als wir wieder in die Dampftram flogen, die mit einem Umweg über das nahe Arco wieder zum Rothell von Nago emporstimmte.

Noch einmal den herrlichen Blick über den alten Garda!

In nebligen Sternenshimmer lag der See stumm, grau, unbewegt — nur in weiter Ferne schimmerte es silbern. Es war ein melancholischer Abschied. Vielleicht war's besser so. Denn sechzehn Stunden später flogen uns wieder die Lärme von Stuttgart auf, um die heimes Schneegedöber wirbelte. Der schwarzlockige Jüngling war glücklich — uns aber blieb noch lange die Sehnsucht nach dem sonnigen Süden.

Das kgl. bayerische Nationalmuseum in München.

(Siehe die Abbildung Seite 217.)

Das neue bayerische Nationalmuseum in München ist eine Schöpfung des Professors Gabriel Seidl, der damit die Vornehmheit um ein Werk von hoher monumentaler und malerischer Schönheit bereichert hat. Es ist kein Verfallbau im conventionell stilisirten Art mit mehr oder weniger reicher Architektur, sondern das Aeußere wurde bedingt durch die abwechselungsreiche Gestaltung im Innern, wo gegen hundert Kammern zu schaffen waren, die eine kulturhistorische Repräsentation von vielen Jahrhunderten darstellen werden. Das Ganze ist im Stil der deutschen Renaissance von Anfang des sechzehnten Jahrhunderts gehalten. Diese Renaissance gewährt Spielraum, und sie ist nirgends verlassen. Kein romanische oder gotische Motive kommen nicht vor. Schon in den Gesimsen und in der ganzen Gliederung des Hauses spricht sich der Charakter der Renaissance aus, der dann im Haupttrakt zu reicher Entfaltung kommt. Der Giebelabsluß besteht mit offener Halle, Seitenerkerchen und flankierenden Turmanlagen, nebst dem rückwärts sich erhebenden und in zierlicher Verjüngung auftretenden größeren Turm, gibt einen besonders schönen Mittelpunkt in dem architektonischen Bilde. Auf die reiche Ausstattung des Innern wird noch zurückzukommen sein, sobald der neue Monumentalbau allgemein zugänglich ist. Ein Aeußeres derselben ist das rückwärts anschließende Haus für Gipsfiguren. Der gegen die Straße vorliegende Anbau im Westen ist zum Studienhaus bestimmt, in welchem Künstler und Handwerker auch in den Abendstunden Gelegenheit haben werden, die Schätze des bayerischen Nationalmuseums sich zu nütze zu machen.

Wettelhub.

Märchen von E. C. Ries.

Sieh nur das Holz, das dem Uelli seine Kinder heimbringen,“ sagte Wettelhub's Mutter und richtete sich im Bett auf. „O, die langen, langen Ketten! Achte müssen sie tragen; und die Uellin geht nebenher und legt Holz die Hand auf. O, die dicken Ketten! Das gab' ein Feuer.“ Sie küßte sich freudlich in ihre Kumpen. „Was geht nicht auch mit den andern ins Holz, Bub?“

Wettelhub hob ein Paar trübselige Augen zu seiner Mutter auf. „Dah sie noch fragen, sie wußte doch gut, warum. Es war ja sein tagtägliches Stummern.“

Die Mutter blinnte noch immer zum Fenster hinaus. „Hört' etwa nicht?“ fragte sie scharf. „Da lagte er leise: „Wer geht wohl mit mir? Wettelhub ist immer allein.““

Eine kühne Note jachte auf einen Augenblick das bleiche Gesicht der Frau. „Scht! Scht! mach dir nichts draus; im Himmel halt du die Englein.“

„Ja,“ jagte Wettelhub unbedächtig. „Das war sein Zeit, wenn die Kinder im Dorf ihn jagten und lähnten.“

„Wartet Mutter, ich geh' auch ins Holz. Ich bring' schon was heim. Ar triest mir nicht mehr, wenn erst das Feuer im Herde brennt.“

Die Augen der kranken Frau leuchteten bei dem Gedanken auf. „Wirt aber bedenkt hoch setzen müssen,“ meinte sie dann kühlend. „Amen haben sie sicher schon alles durchschaut. Dah auch der Winter heuer kein Ende nimmt! Gott denkt nicht an die Armen.“

Wettelhub hatte das Heil unter dem Ofen hervor, suchte den Holzstiel mit dem eisernen Nadeln und machte sich fertig. Die Mutter verfolgte jede seiner Bewegungen, während ihre abgemagerten Hände an der Bettdecke zitterten. „Nimm auch 's Holzstückel um, daß dich nicht friert; komm, dah ich's dir binde.“

„Dah End lieber nicht auf, Mutter, es geht schon. Ar hütet gleich wieder. Scht Ihr, scht Ihr!“

Ein heftiger Anfall schüttelte die verzerrte Gestalt der Kranken. Sie war blau im Gesicht geworden. Mühsam sprach sie: „Scht nicht zu hoch; der Abend kommt früh, und bleib ja auf den Stegen.“

„Gut, gut, Mutter, liegt End nur nicht.“

„Und hör, Bub!“ Die Stimme der Mutter ward tiefer, die Augen geheimnißvoll, und der flackernde Blick bohrte sich tief in das Antlitz des Knaben. „Nimm dich in acht vor der Schneesturmkarosse! Wirt ja — hat acht Räder und vorn zwei Pferde, schwarze Pferde — wann's donnert am Feld, wann's heraufst auf Berg — da fuch, da laufe! Wer die trifft, der ist verloren.“

„Wirt schon, Mutter, wirt ja.“ Wettelhub ging zur Thür. Grauen halb und halb Lust erfüllte ihn, wie jedesmal, wenn er von der Schneesturmkarosse hörte. Gelesen hatte er sie noch kein einziges Mal.

„Und hör!“ Die Kranke rief ihn wieder zurück, in jo bringlichem Tone jetzt, mit jo hohender Stimme; „bleib auch am — Ende — wirt — lange!“

Wettelhub schlich aus der Thür und schlich um die Hütte, um den Dorfsteinern aus dem Wege zu gehen.

„Wettelhub, Wettelhub geht ins Holz!“ rief's aber schon hinter ihm her. „Scht seine Kumpen, scht, scht! Macht'st du nicht mit uns spielen? Macht'st du nicht? Macht'st du nicht? Wer geht wohl mit sich einem Wettelhub?“

„Ich mach' mir nichts draus,“ murmelte Wettelhub vor sich hin, denn das Herz brach. „Ich mach' mir nichts draus!“ wiederholte er laut. „Im Himmel hab' ich die Englein!“

Da lachten die Mädchen und Knaben im Chor. „Hört ihr's? Hört ihr's? Gar noble Ge spielen hat Wettelhub.“

„Hab' ich auch, hab' ich auch!“ Er sprach mit Rot und würgte an seinen Thänen, während er schneller lief, um seinen Beinigen zu entkommen. Aber die Rangen ließen nicht ab und folgten ihm höhrend. Da, mit einer letzten gewaltigen Anstrengung, rot im Gesicht von unterdrücktem Schrecken, sah schreiend vor Jammern und Zorn, drehte er sich voll seinen Kumpen zu und gab seinen letzten Trampf aus: „Und die spielen mit e'n ich nicht.“

Dann aber fürzte er fort wie gepeitscht, um nicht das Hohngeächter zu hören, das hinter ihm drein schallte, um die Thänen zu verbergen, die unaußhaltbar über seine Waden rannen. Er fürzte den Berg hinauf, ohne sich umzusehen, ohne still zu halten, atemlos. Ganz oben, wo ihn niemand mehr sah, launete er auf einen Stein nieder und weinte und schluchzte. „Ich wolt', ich wolt', ich wolt' schon im Himmel, ich wolt', ich wolt' schon!“

Da fiel ihm die Mutter ein, die auch verlobt war und auch verlobt, die sie die Wettlerin nannten, wie ihn den Wettelhub, die krank war und froh.

Durste er die verlassen? Sie war die einzige, die für ihn Liebe fühlte, die allerzärtliche — und er war ihr alles. „Wenn ich dich nicht halt', Bub!“ jagte sie oft.

Nein, nein, das war nicht schon von ihm, dah er fort wollte von ihr und in den Himmel, bloß um es leichter zu haben. Hatte sie es denn leicht? Wie sie ausgehen hatte zuletzt, so wusch, so wusch und die Kette so spitz — er schauderte bei der Erinnerung. Wie mußte sie frieren!

„Mutter!“ jagte er, „sollt' leben, ich bringe auch diese Kette, ganz dich. Die Englein helfen mir tragen!“

Er machte sich eilig daran, seine Last zusammen zu fassen. Am Boden lag er fertig auf, und mit dem Heil schlug er die dicken Kette ab, die im Bereich seiner Hände waren. Es verging geraume Zeit, ehe der Boden voll wurde; und er mußte höher und höher hinauf. Endlich aber war es genug. Er band alles mit dem Holzstiel zusammen, halte fest am Boden ein, dah sich nichts löste, und nahm die Last auf den Kopf, so dah dah diese Ende der Kette nach vorn kam. Da fürzte er sie mit seinen beiden aufgehobenen Händen, und sie hingen ihm nun wie ein schwebendes Tuch über den Rücken herunter.

Jetzt machte er sich auf den Heimweg. Aber die Kette waren so lang, dah sie hinter ihm auf den Boden schliefen, wenn es bergab ging, und so dick, dah er unter ihrem Gewicht sankte.

„Ich bleib' öfter stehen, um zu verknäueln,“ jagte Wettelhub. Er machte keinen einzigen abhau, er wollte den Rücken unten schon zeigen, was er heimbringen konnte. „Wenn ich nur hinunter komm', ehe es dunkelt.“

Es dunkelte aber schon jetzt, am Nachmittag, denn drüben über den Bergen jag ein Wetter herauf. Das sah loh nach Schnee aus — die Wolken waren jo schwer geladen, so fest zusammengedrückt. Und der Wind rief jetzt von der Wettelseite und trieb die Wolken herüber über den See. Heran schob sich's, eine Wellenwand vor der andern, dickweiß, dickgrau, dickblau. Allen voran schob weißer Nebel — das war der Vorbereiter.

„Was für ein Wind ich erboh, wie es jagte und stiebte! Nun kam der Nebel, nun füllte er Wettelhub ein. Es fing an zu schneien.“

Jetzt galt es Eile! Himmel, wie hoch er noch war, dort war erit die Schneehütte! — Er er wusch in der Schneehütte blüß, blieb und wartete, bis das Wetter vorbeijog? Er verwarf den Gedanken sofort, die Wolken sahen zu böß aus, der Wind blies zu hart; das gab einen heftigen Schneefall, schneite vielleicht tagelang wie letzthin. Jetzt, bei Ausgange des Winters, konnte man darauf gefaßt sein. Und wie, wenn heute wirklich die Schneesturmkarosse umfuhr!

Nein, nur hinunter, hinunter! Wettelhub achtete nicht länger auf Weg und auf Steg, denn sein Fuß sah schon ein in den Schnee, erit johlend, dann schüttelnd. Die Knochen ließen ihm ins Gesicht und klenderten seine Augen. Die Holzlast drückte schwer und schwerer auf Kopf und Schultern von all den Knochen, die darauf fielen. Aber Wettelhub wogte nicht, stille zu stehen und sie abzuschütteln, ja er jetzt doch schon bis über die Schenkel ein; und bei dem Nebel, der ihn umhüllte, kam es ihm vor, als habe er bereits die Richtung verloren.

Halt! — Nun hob sich der Nebel ein wenig, — wo war er?

Weg und Steg nirgend! Nichts als ein Schneefeld dehnte sich vor ihm, das ringsum der dicke Nebel begrenzte. Wettelhub zögerte. Wie, wenn er einkam, wenn er über Stock und Stein stolperte! Gleichwohl, das Feld zu umgehen, währte zu lange.

Er machte aber kaum ein paar Schritte, da fiel ihn der Sturm an. Hu, wie es über das Schneefeld jagte! Von

allen Seiten blies es, von allen Ecken. Es johlte und piff und heulte.

Und plötzlich — da kam es heraufgehoß, heraufgekommen am Feld. Es lang und knatterte wie von tausend Hufen, es rollte und rasselte wie von tausend Rädern, und die Felswände gaben den Schall zurück.

Wettelhub blinnte sich um, das Blut erstarre in seinen Adern, in den Ohren brauste es ihm. — „Derrgott im Himmel, die Schneesturmkarosse!“

Wo jekt sich bergen? wo sich verdecken? wohin sich retten?

Er jagte hin und her auf dem Schneefeld trotz seiner Holzlast, denn die Angst ließ ihm Kienstöße; aber immer jagte der Sturm hinter ihm her, immer lang's über ihn, donnerte es den Berg herab, da, wo er war, und — jekt — hu! — jekt kam es herangejelt, weiß, mit fliegender Wähne.

Er barg sich in Todesängeln hinter dem nächsten Stein. Aber hoch! — Das waren nicht Felsstücke, das war ein Winbstoß; nein, das waren nicht Felsstücke — Schneewolken jagten über das weisse Feld. Fernab am Berg donnerte jetzt die Schneesturmkarosse. Er lebte, er war gerettet! Keim jekt, schnell heim!

Aber der Schreck starrte ihn in allen Gliedern nach, und wie er sich erheben wollte, verlagten die Knie. „Ich will doch lieber ein wenig ruhen und warten, bis der ägliche Sturm sich gelogt hat. Nun ist ja keine Gefahr mehr.“

Wettelhub sah, unter seine Holzlast geduckt, wie in einem fernen Häuschen. Nur manchmal wehte der Wind ihm Floden ins Antlitz und jagte ihn, die Lider zu schließen, aber er öffnete sie gleich wieder und blinnte unermüdet in das Schneegewitter. Er vergaß sogar die Sorge um seinen Heimweg darüber, dah die Floden jo bröcklig den Kopf der schwarzen Hochtaune umtanzen, wenn sie auf Augenblicke aus dem Nebel herausblüß, und dann trieb wieder flühender Schnee gegen den Stamm. Ein verdorrtes Blatt wirbelte auf dem Schneefeld umher; das war der einzige braune Fied in dem schimmernden Weiß ringsum. Es rasselte einem Moment wie tobende, dann erlosch der unbarmherzige Sturm es von neuem und peitschte es rühelnd umher.

„So trieb es dich eben noch auch um,“ jagte Wettelhub, „nun ruht es sich auf hier, gut.“

Der Schnee fiel rings um den Knaben her, schnell, dick, dick. Er fiel auf seine Holzlast und bedeckte sie allgemach zu. Der Wind blies und brauste, aber es schien jetzt ein Wägenrad, was er lang, denn es jagte sich Schimmer auf Wettelhub's Antlitz.

Da dröhnte es von neuem über ihm und fuhr scharf die Felswand herab und rollte wie Räder und lang wie Rufe auf blankem Gehirn.

„Der fündet die Schneesturmkarosse mich nicht,“ jagte Wettelhub, der die schlafenden Lider aufsch. „Hier, hinter dem hohen Stein bin ich geborgen, sie soll mir kommen.“

Und sie kam — mit Donnergerölle. Hatte sie wirklich acht Räder und vorn zwei Pferde, schwarze Pferde?

Wettelhub schob voll Neugier den Kopf hinter den Stein hervor; seine Sicherheit löste ihm Mut ein. Er zählte die Räder und zählte die Pferde — zwölf weiße Pferde! Aus ihren Köpfen schob Schnee, Schneeflocken Regen aus ihren wild flatternden Wähnen, und die Winterwind des Wagens war ein breites Segel, dah sich drehte und blähte; das bog sich im Sturm und schüttelte Floden.

Niemand lenkte die Schneesturmkarosse; denn der, der im Wagen saß, schlief. Er trug einen Schmelzpel, und eine reiche Fiedelmütze, hielt das Haupt auf die Brust geneigt, und Gispapen hingen in seinem Munde. Das war der Winter.

Das also war er; der schloß die Läden und brachte den Schneesturm und machte, dah Mutter froh.

Wettelhub bog sich neugierig weiter und weiter hervor. Seine Brust hob sich im Hochgefühl. Er, er sah die Schneesturmkarosse, er war allein mit dem Winter, ganz allein mit ihm auf der weissen Flur. Wer von den Kindern im Dorf konnte jagen, er habe gleiches erlebt?!

Er schaute und schaute, um seine Einzelheit zu vergessen. Jetzt würde er der Mutter dabeim erzählen, er . . .

War's nicht gerade, als ob der alte Schläfer die Gegenwart von etwas Menschlichem auf dem verlassenen Gehirde spürte? Er hob schmerzhaft den Kopf, wandte ihn heimwärts, öffnete langsam die Lider, und ein Blick aus schlaftraurigen Augen fiel voll, selbstam und schwer auf den Knaben.

Warum ward's Wettelhub auf einmal jo weß? Was durchdrang ihn jo eilig? Was lief wie ein Schauer durch sein Gehirn? Sein Jahre fingen zu klappern an, er frömte sich ätternd unter der Holzlast; es schüttelte ihn wie im Fieber.

Die Schneesturmkarosse war lang schon vorübergerollt. Fernab tobte sie jetzt, schwach und schwächer lang das Echo vom Berge. Aber noch immer hielt Wettelhub die Augen in Grauen geschlossen, ihm war, als fäße er noch den Blick auf sich, den entsetzlichen Blick des Winters.

Wie lang er jo sah, das wußte er nicht. Er wußte nur, dah er nicht länger froh; dazu umhüllten ihn auch die Floden jo dicht von allen Seiten. Wie der Erde wurde ihm, die warm unter der Schneehülle ruht und schläft und träumt.

Er war zu Hause, und im Herde brannte das Feuer. Das Holz knisterte, und die Funken stoben. So warm war's, daß die Mutter die Decke zurückschlug. Er selbst sah dicht bei dem Herd und blickte nach dem Fenster, wo der Vorhang hängt mit den weißen Punkten. Nur sonderbar, die Punkte sehen nicht still, sie fallen, fallen, fallen.

Pettelhub sieht darauf hin, und ihm selber fallen die Augen zu. Wohl und wohliger wird es ihm in den Adern. Das prickelt und brennt, das steigt immer höher, heiß, ordentlich heiß, und im Herde prasseln die Scheite, es summt, es lobert —

nach. Auch gut. Wieder eine Zeit weniger für die Gemeinde. Man kann sie gleich beide zusammen begraben." Einer nahm einen Saß vom Rücken, und in den thaten sie, was vom Pettelhub noch auf der Erde zurückgeblieben war. So trugen sie ihn hinunter ins Dorf und begruben ihn an der Seite seiner Mutter, der Vetterin.

Zuge hervorgegangen ist, steht Dr. Paul Freiherr Gantsch v. Frankenthurn. Am 26. Februar 1851 geboren, ist er seit Renting auf der Ministerbank mehr, denn im Kabinett Laaffe beledete er 1885—1893 das Amt des Unterrichtsministers und hatte dieselbe Portefeuille seit Oktober 1895 unter dem Grafen Pödeni inne. Nach dem Rücktritt desselben wurde er mit der Neubildung des Kabinetts betraut. Der Minister für Landesverteidigung, Graf Zeno Welser v. Welserheimb (geboren 1. Dezember 1835) beledete sein Amt schon seit Juni 1880; er gehörte also nacheinander den Kabinetten



Graf Zeno Welser v. Welserheimb,  
Minister für Landesverteidigung.



Heinrich Ritter v. Wittek,  
Eisenbahnminister.



Dr. Eugen Böhm Ritter v. Bawerk,  
Finanzminister.



Graf Vincenz Vaillet v. Latour,  
Unterrichtsminister.



Dr. Paul Freiherr Gantsch v. Frankenthurn,  
Ministerpräsident.



Dr. Ernst v. Körber,  
Handelsminister.

Welch Licht, welch Schein!  
Nein, das kann auf dem Herde nicht sein, auch nicht in der Stube, das ist zu hell! — Das ist Himmelsfeuer, groß, glühend.

Dräben über den Bergen reichen die Wolken, der Nebelvorhang hebt sich. — Sieh! — Auf rotzig goldenen Wolken mitten im Himmel sitzt die Mutter und winkt und lächelt: „Komm, komm, Bub! Hier feiert man nicht mehr.“

Und in den weißen Falten von Muttters Kleide bergen sich unzählige Engelsköpfchen, lugen hervor und rufen: „Pettelhub, Pettelhub!“ aber mit so lieblichem Säbeln, mit so freundlicher Stimme: „Komm, komm, wir warten schon dein!“

„Die Englein, meine Geipfeln!“ jancht Pettelhub auf und wipft sich vorwärts, ihnen entgegen.

Am Morgen darauf kamen Bauern über den Berg, immer einer hinter dem andern auf dem schmalen, in die dicke Schneedecke getretenen Wege. Sie fanden Pettelhub im Schnee unter der Holzlast schlafend.

„Fautpelz, wach auf! Deine Mutter ist tot.“ Sie hatten gut rufen und rütteln. Pettelhub hörte sie nicht mehr.

„Maudot!“ sagten die Bauern. „Ist seiner Mutter



Dr. Ignaz Eder v. Ruber,  
Justizminister.



Graf Arthur v. Blandi-Rheydt,  
Ackerbauminister.

**Das neue österreichische Ministerium.**

An der Spitze des neuen österreichischen Ministeriums, das aus den politischen Stürmen der jüngst vergangenen

Laaffe, Windischgräß, Aelmannssegg und Padeni an. Der Eisenbahnminister Heinrich Ritter v. Wittek

(geboren 1844) war Handelsminister im Kabinett Aelmannssegg und wurde nach dessen Rücktritt zum ersten Sektionschef im neubegründeten Eisenbahnministerium berufen. Der neue Finanzminister Dr. Eugen Böhm Ritter v. Bawerk (vormals Professor der Nationalökonomie an der Universität Innsbruck) gehörte in gleicher Eigenschaft schon dem Kabinett Aelmannssegg an und wurde nach dessen Rücktritt zum Senatspräsidenten am Verwaltungsgerichtshof ernannt. Der Unterrichtsminister Graf Vincenz Vaillet v. Latour (geboren am 5. Oktober 1848) war seit 1894 Sektionschef in dem Ministerium, dessen höchste Stelle er jetzt beledet. Der neue Handelsminister Dr. Ernst v. Körber (1849 geboren) leitete unter dem Kabinett Padeni die Generaldirektion der Staatsbahnen. Dr. Ignaz Eder v. Ruber, der neue Justizminister (geboren 1845), war bisher Sektionschef in dem jetzt von ihm geleiteten Ministerium. Der neue Ackerbauminister, Graf Arthur v. Blandi-Rheydt (geboren 3. Februar 1854), gehörte bisher als wirklicher Sektionschef dem Unterrichtsministerium an.

Nachdruck aus dem Jahrbuch dieser Zeitschrift wird strafrechtlich verfolgt. — Verantwortlicher Redakteur: Ernst Schubert in Stuttgart. — Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart. — Die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart — ohne Personenangabe — zu liefern.



— Aus Zeit und Leben. —



Papst Leo XIII.

Zum diamantenen Priesterjubiläum, 31. Dezember 1897. (Zgl. siehe Seite 223.)

1898 (No. 79).

Jährlich 52 Nummern — A. 11. —

Literatur.

Die mit Spannung erwartete neuere Geschichte des G... von P. J. A. ... von Wien, kein Tagelöhner ...

ymal auch die noch lebenden ... des Dichters ... in diesem Sinne ausgeprochen haben.

Belanntes hiesiges Schriftsteller, Tobias ... die gelehrte ... einmüthig in ihrem ...

Briefmappe.

An der Gedenkfeier ... Was freunden ... Junger ... die letzten des Jahres 1897 ...

Wichtige Anzeigen ... für die ... Anzeigen ...

Ueber Land und Meer-Photographien

Bis heute wurden bestellt von 2311 Einfernern 3718 Duzend ... Wir bitten die Anzeigen in Nr. 1, 5 und 8 ...

in Summa 44616 Stück. Deutsche Verlags-Anstalt.

Seiden-Damaste Mk. 1.35

Advertisement for Seiden-Damaste fabrics, listing various types like Covelatwurst, Salami, Schinkenwurst, etc., with prices and manufacturer information.

Advertisement for CHOCOLAT MENIER, Die Grösste Fabrik der Welt, 50,000 Kilos.

Advertisement for ROWLANDS' MACASSAR OIL and ROWLANDS' ODONTO, featuring an image of a woman's face.

Advertisement for Andreas Saxlehner's Bitterwasser, featuring a coat of arms and text about its medicinal properties.